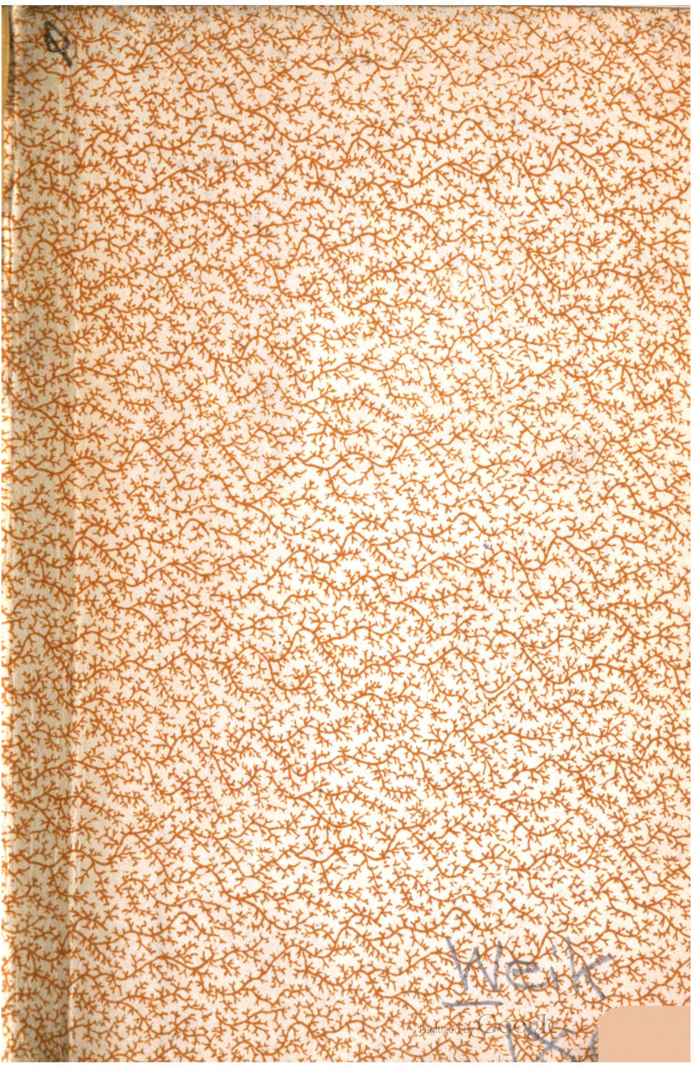



Weik

Californien

wie es ist

oder

Handbuch von Californien,

mit besonderer Berücksichtigung

für

Auswanderer.

Von

Johann Weik.

Diesem Werk ist beigefügt eine praktische Anweisung das Gold zu reinigen.

Philadelphia und Leipzig.
Ernst Schäfer.

1849.

Cincinnati
bei Eggers und Comp.

New York
bei Winkler u. Magnus.

Reisender Agent: Gustav Adolph Zeißler.

Gedruckt bei F. W. Thomas, Nro. 178 Nord 4te Straße,

Einleitung.

Wie nach einem Meteor in dunkler Abendstunde, so haben sich gegenwärtig tausend Blicke verwundert und fragend nach Californien gewandt; denn Wunderbares, fast Unglaubliches, und deshalb auch von Vielen als Humbug Verschrieenes wird uns seit einiger Zeit von dorther berichtet. Amtliche wie Privatbriefe sagen dasselbe, und die Schreiber derselben scheinen bei den ersten Nachrichten eben so sehr in Staunen und Verwunderung versetzt worden zu sein, als ihre Mittheilungen und Versicherungen uns darüber staunen machen. Alle stimmen darin überein, daß in Californien sich ein neues, glänzendes Feld für den fleißigen Arbeiter, wie für den gewinngierigen Speculanten eröffnet habe. Tausende fleißiger Hände sind dorten schon beschäftigt, die aufgefundenen Goldschätze zu erheben und auszubeuten, Hunderte sind dahin auf dem Wege, in der festen Hoffnung, lohnende Arbeit zu finden, und andere Tausende sind Willens zu folgen, die vorerst weiter sehen und hören wollen, wie es sich denn eigentlich mit den Nachrichten und ihrer

1 *

Glaubwürdigkeit verhält, oder die ihre nöthigen Vorbereitungen noch nicht vollendet haben.

Wie aber bei allen großen und gewichtigen Unternehmungen der Deutsche hinter andern Nationen nimmer zurückbleibt, so haben auch bei dieser Gelegenheit schon viele deutsche Söhne der weltumschlingenden Union sich auf den Schauplatz des Handels gestellt, oder sind Willens, sich dort einzufinden. Ein neuer Trost wird uns dies, daß das Deutschthum nie verloren gehen wird.

Um nun diesen unsern deutschen Brüdern Aufschluß über das Ziel ihrer Reise, so wie den Zurückbleibenden ein Bild dieses neuen Landes zu geben, haben wir uns bemüht, aus vielen neuern Reisebeschreibungen über diese Gegenden, so wie aus den letzten uns bekannt gewordenen Nachrichten darüber, ein möglichst genaues und der Wahrheit getreues Bild davon zu entwerfen.

Wir haben nur das Gewisse und dieses nur in einem Auszug hier zusammengestellt, und wir wünschen nur, daß es recht Vielen lehrreich werden möchte.

Geschichte.

Californien's ältere Geschichte ist wie die der meisten amerikanischen Länder und Völker unbekannt — in's Dunkel der Sagen gehüllt. Doch so

viel ist gewiß, daß es schon im grauesten Alterthum der Tummelplatz von verschiedenen Indianerstämmen gewesen ist, die sich zum Theil jetzt noch vorfinden, zum Theil aber schon längst im Meere der Zeit verschwunden sind und das Geschick alles Irdischen getheilt haben. Unzweifelhaft wurde die Halbinsel oder Alt-Californien früher aufgefunden und bevölkert als Neu-Californien, welches 1542 von dem Seefahrer Cabrillo aufgefunden, doch erst 1763 von den Spaniern förmlich in Besitz genommen wurde, während Alt-Californien schon 1601 von dem Seefahrer Sebastian Viscayno für den König von Spanien in Besitz genommen worden war.

Zuerst gründeten die Jesuiten aller Orten Missionen unter den Indianern und in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts wurden diese Stationen den Franziscanern und Dominicanern übertragen, welche denn auch die Missionen sehr erweiterten und viele neue Niederlassungen gründeten, die zum Theil nun blühende Städte sind. Von der Zeit, da sich Mexiko von Spanien losgerissen hätte, kam Californien unter mexikanische Gewalt, welcher Schicksale es denn auch zu theilen hatte. Die Mexikaner, schwach in ihren Centralstaaten, waren nicht fähig, gehörige Kraft und dauerndes Gewicht in Californien zu entwickeln; es war daher kein Wunder, daß unsere Flotte im

letzten Kriege ganz Californien fast ohne Schwertstreich in Besitz nehmen konnte. Die Indianer selbst stets im Kriege mit Mexiko und hier im Uebergewicht, fochten nicht gern für Mexiko gegen die Amerikaner und zogen sich daher lieber in ihre Berge und Prairien zurück, bis sie der Ruf der Goldsammler wieder herbeilockte. Californien blieb in den Händen der Vereinigten Staaten, bis sie durch den Friedensschluß mit Mexiko Alt-Californien abtreten mußten, hingegen aber das gesegnetere, fruchtbarere Neu-Californien zugewiesen bekamen; — und so wurde Neu-Californien ein Theil unsers großen Staatenbundes.

Lage und Ausdehnung.

Californien wird, wie schon angedeutet, in zwei Theile getheilt, — in Nieder- oder Alt-Californien und in Ober- oder Neu-Californien.

Nieder- oder Alt-Californien ist eine lange, schmale, meist unfruchtbare Halbinsel, welche durch den mit zahlreichen Inseln übersäeten Meerbusen von Californien vom Festlande getrennt wird. Seine hohen Berge, fast durchaus vulkanischer Natur, enthalten zwar stellenweise reiche Erzlager, welche auch schon hin und her vortheilhaft bebaut wurden, aber immer wieder sind diese Unterneh-

mungen an dem ungeordneten Zustande aller dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse gescheitert und wenn diese Halbinsel noch lange in mexikanischen Händen bleibt, so werden sich die Aussichten auf ruhigen und gesicherten Erwerb sobald nicht bessern. Anders ist es in

Ober- oder Neu-Californien. Dies ist der Theil, welcher nicht allein wegen seines entzückend schönen Aussehens, sondern auch wegen des Reichthums seiner edlen wie unedlen Metalle weltberühmt ist und welcher, wie es scheint, mehr davon birgt, als ganz Europa sammt dem russischen Ural.

Neu-Californien erstreckt sich vom Colorado und San Diégo (32° 39′ 30″ nördlicher Breite) bis hinauf nach Oregon, bis zum Vorgebirge Oxford (42° nördlicher Breite oder der Breite von Boston). Seine Westgränze ist der große Ocean, seine Ostgränze aber ist noch nicht bestimmt, doch wird sie gewöhnlich in dem Bergzug Sierra Nevada angenommen. Sonach würde die Länge von seiner nordnordwestlichen Ausdehnung von San Diégo bis Oxford 700—800 Meilen, und seine Breite von 200—500 Meilen betragen. Seine Lage zusammengestellt mit seinen reichen von Natur guten Häfen und Ankerplätzen ist am großen Ocean, was die von New York oder irgend einem der westlichen Staaten am atlantischen Weltmeere ist.

Bodenbeschaffenheit.

Die Grundbedingung aller und jeder soliden Cultur muß sich an den Boden knüpfen und er ist auch wirklich der Hauptfaktor des Gedeihens unserer gesegneten Staaten. Wo der Boden der Cultur nicht fähig ist, da wird auch Bevölkerung und mit ihr Cultur fern bleiben, mögen auch alle andern Bedingungen davon vorhanden sein. Davon ausgehend, glauben wir leicht weiter behaupten zu können, daß je gesegneter und vollgiebiger der Boden ist, desto rascher und kräftiger muß der Anbau, die Bevölkerung, der Reichthum und das Wohlbefinden eines Landes gedeihen. Nur darin haben wir das rasche Aufblühen aller amerikanischen Colonien zu suchen, und nur dieses ist neben unsern angenehmeren politischen Verhältnissen die Ursache, warum noch jährlich Tausende Europäer an unsern Gestaden landen, und warum unsere ungeheuren Urwälder und unsere unabsehbaren Prairien täglich mehr und mehr in bewohnbare, dem Menschen nützliche Distrikte umgeschaffen werden.

Wenn wir also nach Neu-Californien wandern und uns dort niederlassen wollen, so haben wir uns vor allen Dingen über die Güte, die Bebauungsfähigkeit des dortigen Bodens in's Klare zu setzen; denn wir können uns dieses Land als

künftigen Wohnsitz nur wählen, wenn der Boden des Anbaues fähig und arbeitlohnend ist; — und so ist er es wirklich.

Alle Beschreibungen Neu-Californiens von Cabrillo herunter bis zu den jüngsten Skizzen wissen den Reichthum des dortigen Bodens und die dadurch bedingte Flora nicht genug zu rühmen. Eine Masse von Bäumen aller Art sind ein Beweis der Güte des Bodens, und diese Bäume, wenn nicht die höchsten, so doch von den höchsten in der neuen Welt, legen das beste Zeugniß von der wunderbaren Triebkraft des Bodens ab. Schiffsbauholz ist in Menge vorhanden. Der fruchtbare Boden ist in den Thälern meist über 2 Fuß tief und an den Abhängen wie auf den Hügeln ist er immerhin noch tief genug, um jede Pflanze darin bebauen zu können. Es ist sichertich außer jedem Zweifel, daß der Boden zu den ergiebigsten in der neuen Welt gerechnet werden darf, denn selbst die Gegner der Californien-Auswanderung können dieses nicht abläugnen, sondern müssen es stets offen zugestehen, daß der Landbauer finden werde, was er suche.

Was die Bodengestaltung anbetrifft, so ist das Land im Allgemeinen ein Hügelland zu heißen. Mehrere parallele Bergreihen ziehen sich von Süden, von Alt-Californien herauf bis hinauf nach Oregon. Diese Hügelzüge verzweigen sich

vielfach und bilden dadurch herrliche Abhänge und lachende, fruchtbare, von rauschenden Waldbächen durchflossene und bewässerte Thäler. Im südlichen Theile von Neu-Californien ist die Küste meist eben, im mittleren und nördlichen Theil aber sind die Berge vorlaufend und schöne Vorgebirge wie geschickte Ankerplätze und bequeme Häfen bildend. Diese Hügelfortsetzungen können noch im Meere in den zahlreichen kleinen Inseln und Klippen, die aber nirgends als der Schifffahrt gefährlich bezeichnet werden, bemerkt und nachgewiesen werden. Nach dem Innern des Landes werden die Höhen bedeutender, und in großer Entfernung hat man schon Punkte bemerkt, die, wenn nicht das ganze Jahr, so doch einen großen Theil davon mit Schnee bedeckt sind. Genaueres über die Höhen und einzelnen Verzweigungen anzuführen, ist bis jetzt unmöglich, oder wäre doch zum wenigsten unzuverlässig, da die inneren Theile des Landes so wie die Gebirge noch unerforscht und ungemessen sind.

Ansicht von Neu-Californien.

Das Erscheinen, das Panorama von Neu-Californien muß allen Quellen nach ein auffallendes und ein höchst großartiges und prächtiges sein. Zum Beweis davon wollen wir hier den vielge-

reisten, treuschildernden **Eduard Mühlenpfordt** in seiner Beschreibung der Republik Mexiko sprechen lassen; er sagt unter anderem:

„Neu-Californien ist einer der reizendsten Landstriche Mexiko's. Ein majestätisches, selten ruhiges Meer umfluthet die hohen Küsten. Riffe und niedrige, flache, aber schön bewaldete Inseln umgürten sie. Den Küstensaum schmücken niedrige Vorberge, bewaldet mit den schönsten Laub- und Nadelhölzern. Eine unzählige Menge kleiner Flüsse und Bäche winden sich an ihnen herab dem Ocean zu. Im Innern des Landes wechseln reiche Weiden mit schön bewaldeten Hügeln ab. Der Weg von Mission zu Mission führt durch weite Ebenen, hie und da mit Eichenwäldern bedeckt. Je weiter landeinwärts, desto fruchtbarer wird der Boden, desto kräftiger die Vegetation. Die hohe Bergkette, welche Californien im Osten von den Ländern der freien Indianer scheidet, ist noch wenig durchforscht, ihre Höhe noch niemals gemessen. Im November bedecken sich diese Berge mit Schnee, und gegen das Vorgebirge Mendocino hin zeigen sich im Innern des Landes mehrere Berggipfel, welche auch im Sommer damit bedeckt sind."

Und Dr. **Thümmel** sagt in seinem Mexiko und die Mexikaner in Betreff Neu-Californien's: „Der Anblick des Landes ist entzückend; es ist eine

Reihenfolge von unermeßlichen Thälern, in denen man Taback, Hanf, Baumwolle, Weinreben, Oliven und Orangen und alle andern Früchte Europa's baut."

Doch wir wollen zu einem wichtigeren Punkte übergehen; — zum

Clima von Neu-Californien.

Das Clima eines Landes ist wohl die nächstwichtigste Bedingung des Gedeihens jedweder Colonie und besonders haben wir durch die Cultur verweichlichten Nationen uns vor allem nach dem Clima eines Landes zu erkundigen, das wir als unsern künftigen Wohnsitz uns ausersehen haben. Das Clima ist Grundbedingung der Gesundheit eines Landes. Heiße Länder haben die meisten Seuchen; tiefe sumpfige Länder sind vielleicht noch ungesunder. Tausende von Quadratmeilen müssen bis jetzt noch unbebaut im Naturzustande liegen bleiben, und der einzige Grund davon ist, daß das sich vorfindende Clima der Existenz des Menschen feindlich entgegentritt. Der Mensch heißt sich zwar gewöhnlich den Herrn der Natur, aber tagtägliche Erfahrung lehrt uns ein anders; und wenn wir die großen, unbewohnbaren Gegenden Amerika's, Asien's, Europa's und vor allen Afrika's überschauen, so schwindet aller und jeder Gedanke an

diese schmeichelnde Souverainität des Menschen in der Natur. Nicht Herrschaft, sondern Kampf ist es, was die Beziehung des Menschen zur Natur ausmacht.

Selbst in unsrem eignen Staatenbunde giebt es große Landstrecken, wo der Mensch der Allgewalt der Natur zuweilen unterliegt. Die südlichen Staaten mit ihrem fetten, fruchtbaren Boden sind nicht selten von den giftigsten Fiebern heimgesucht. So sind die Landstrecken am untern Mississippi, Florida, Süd-Texas, meist ergiebige, fruchtbare Gebiete, aber nichtsdestoweniger werden sie auch alljährlich von dem verheerenden gelben Fieber heimgesucht, ähnlich wie die Cholera alljährlich Rußland's Steppenländer zu großen Lazarethen umwandelt und Tausende von Opfern fordert. Und wer wollte die Zahl derer bemessen, die in Amerika in Folge des ungesunden Clima's in der Blüthe und Kraft ihrer Jahre dahinwelkten und nun in dem Boden modern, den sie sich zu unterwerfen und zinsbar zu machen gesucht haben.

Und was noch immer das schlimmste bei diesen Landseuchen ist, ist das, daß es scheint, als ob die giftige Natur derselben aller hochgepriesenen Kunst unsrer Aerzte spotte.

Daher kommt es auch, daß sich vorher jeder Auswanderungslustige genau und sorgfältig nach dem Clima des Landes erkundigt, dem er sein

theuerstes und kostbarstes Besitzthum, seine Gesundheit, anvertrauen will.

Aber eben darin haben wir auch auf der andern Seite das häufige und bedenkliche Abrathen vor fremden Landstrichen und vor der Auswanderung dahin zu suchen. Vorspiegelungen vermögen nicht so sehr zu locken, als Drohungen vor herrschenden Seuchen abschreckend wirken. Dies ist eine allgemeine und tiefliegende Wahrheit, und wird nur zu sehr alle Tage auf die schamloseste Weise ausgebeutet. Auswanderung schadet nicht den Arbeitern, sondern den Herren von Gewalt und Besitz; denn Auswanderung bewirkt Mangel an Arbeitern und damit Steigerung des Arbeitslohnes. Dies ist das materielle Erbarmen, das in Europa die Fürsten, in Amerika die Fabrikherren rührt und in Folge dessen sie so große Angst vor dem Erkranken und Dahinsterben ihrer Zinspflichtigen haben, wenn diese in ein Land ziehen wollen, wo sie sich ihren Schröpfköpfen entziehen und eine eigne freie Existenz gründen werden. Dies ist die fast einzige Ursache, warum Neu-Californien nach einigen Blättern von tödtlichen Seuchen heimgesucht wird. Doch wir wollen sehen, wie viel Wahres sich daran findet.

Neu-Californien, zwischen 32 u. 42° nördlicher Breite gelegen, befindet sich in der nördlichen gemäßigten Zone und entspringt seiner Lage auf

der Erdkugel nach den gesündesten Staaten unsrer östlichen Küste. Die Staaten Georgia, Süd-Carolina, Tenessee, Nord-Carolina, Kentucky, Virginia, Maryland, Delaware, New-Jersey und die südlichen Theile von Ohio, Pennsylvanien und New York haben etwa dieselbe Lage und müßten daher, wenn nicht noch Andres auf das Clima einwirkend wäre, mit Neu-Californien gleiches Clima haben. Es ist aber eine längst erfahrene und von Alexander v. Humboldt und einigen andern ausgezeichneten Geographen zu wiederholten Malen nachgewiesene Thatsache, daß Amerika's Westküste einen bedeutend höhern Wärmegrad hat, als seine Ostküste; oder daß zwei Orte, die unter demselben Breitegrad, aber der eine auf der Ost-, und der andere auf der Westküste liegt, bedeutend verschiedene Wärmegrade besitzen. Neu-Californien müßte demnach einen sehr hohen Wärmegrad haben, wenn seine Beschaffenheit und Bodengestalt nicht ein Andres bedingen würden.

Neu-Californien, an einem meistens bewegten Meere gelegen, wird, wie alle Küstenländer, sowohl in seiner Sommerhitze, als auch in seiner Winterkälte dadurch gemäßigt. Doch mehr als dieses noch übt die Bodenbeschaffenheit und die Erhebung eines Landes über dem Meere einen Einfluß auf den Wärmestand desselben aus.

„Je höher eine Gegend gelegen, desto kälter sie ist“, ist ein alter, sowohl theoretisch erwiesener, als auch praktisch erfahrener Satz. Wir wissen aber, daß Neu-Californien zwar kein Gebirgsland, wie die Schweiz und das Innere von Mexiko, aber doch ein ansehnliches Hügelland, wie die deutschen Mittelgebirgsländer oder die Länder des Alleghany-Gebirgszuges ist. Weiter wirken seine vielen frischen Bäche, Quellen und Seen wohlthätig auf sein Clima ein, denn sie erzeugen eine frische, gesunde Luft. So sind auch die ausgedehnten Waldungen seiner Gehänge und Hügel nicht ohne segnenden Einfluß, denn diese Urwälder sind keine dunkeln, feuchten, den Boden den Sonnenstrahlen verschließende Tannenwälder, sondern es sind rauschende, schattige Laubgehölze, die durch ihr sanftes Blätter-Gewispel den eintretenden Fremdling willkommen heißen. Zu diesen angeführten, günstigen climatischen Verhältnissen treten noch einige andere, nicht weniger geeignet, Neu-Californien's Clima zu einem angenehmen, gesegneten und der Ansiedlung und Bebauung des Landes höchst geeigneten zu machen. Neu-Californien liegt im Gürtel der Passat- oder regelmäßigen Winde, die einen äußerst wohlthätigen Einfluß auf sein Clima haben, denn die Nordwestwinde, die während der heißen Jahreszeit die Küste und die Hügel und Thäler des Innern bestreichen, mäßigen

die Hitze der Sonnenstrahlen, wie die Südwestwinde, welche über die kalte Jahreszeit wehen, die Schärfe des Winters verschwinden machen. Dadurch kommt es denn auch, daß das Clima von Neu-Californien von Allen, die dort gereis't sind, nicht allein als ein angenehmes und gesundes, sondern auch als ein sehr beständiges beschrieben und gepriesen wird. Alle angeführten Verhältnisse stellen das Clima in gleichen Rang mit dem angenehmen Clima vom größten Theil von Spanien, von Süd-Frankreich und Ober-Italien. Mühlenpfordt schreibt in Betreff der Temperatur: „Zuweilen ist zwar die Temperatur ziemlich niedrig, doch selten so sehr, um in den Ebenen das Bedürfniß künstlicher Wärme fühlbar zu machen, obgleich sich die Kämme der Gebirge dann mit Schnee bedecken. Die Sommerwärme ist sehr gemäßigt.“ Und Dr. A. R. Thümmel sagt: „Die Temperatur gleicht der von Valencia und der schönsten Theile Italiens.“

Die amerikanischen, englischen und französischen Reisenden sagen fast dasselbe.

Regen fällt den Frühling und Sommer über selten, dabei geht aber die Vegetation durchaus nicht zu Grunde; denn häufige und starke Nebel, die zwar den Schiffern die Einfahrt erschweren, kräftigen die Vegetation, und geben dem aus schwarzer lockerer Dammerde bestehenden Boden

eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Der Winter besteht nur aus einer, wenige Monate dauernden, Regenzeit, welche aber nicht, wie einige englische Blätter behauptet haben, von November bis April dauern. Neu-Californien liegt nicht im Gürtel der Winterregen, sondern in dem der Herbstregen; dieser Herbstregen beginnt gewöhnlich in der Mitte Octobers und endigt im December oder höchstens im Anfange Januars.

Dies ist das Clima von einem Land, das verhältnißmäßig noch im rohen Naturstand sich befindet, unbebaut und unveredelt. Cultur eines Landes bessert aber hauptsächlich die climatischen und gesundheitlichen Verhältnisse desselben.

Lesen wir nur einmal die Berichte von den ersten Ansiedlern in unsern gesündesten Staaten über das damalige Clima, fragen wir doch einmal graubehaarte Greise, wie es vor 50 u. 60 Jahren noch ausgesehen habe. Wir werden staunen, wenn sie uns sowohl von den langen und kalten Wintern, von den tiefen Schneefällen, von den gewaltigen Regenschauern, als auch von den dichteu, mehrere Tage andauerndeh Nebeln erzählen. Lesen wir von den Procenten, welche in den ersten Anbauungsversuchen in den südlichen Staaten alljährlich dem gelben Fieber erlegen sind, und vergleichen sie mit den heutigen, so werden wir einen Unterschied finden, welcher deutlich nachweis't, daß

das Clima sich zusehends verbessert hat und sich noch verbessert. Neu-Californien hat aber jetzt schon ein vortreffliches Clima, welches durch keine Seuche heimgesucht wird, so daß es jetzt schon mit den herrlichsten Gegenden Europa's wetteifern kann; wie ausgezeichnet muß es erst werden, wenn die mütterliche Hand der Cultur es verfeinert, veredelt und von schädlichen Einwirkungen der Urnatur des Landes befreit. Bei solcher Sachlage müssen wir Californien ein gesegnetes Land, einen Liebling der Natur heißen, und Alle, die hingehen, können nur einen guten Schritt dabei thun.

Neu-Californien's Fruchtbarkeit.

Daß Neu-Californien keine geringe Fruchtbarkeit haben kann, sondern daß sie bedeutend und überraschend sein müsse, geht schon aus einigen vorhergehenden Capiteln hervor; denn wo der Boden so beschaffen ist, wie in Californien, wo das Clima der Art ist, wie da, da kann die Fruchtbarkeit nur entsprechend sein, d. h. sie kann nur ausgezeichnet sein. Mühlenpfordt sagt: „Nirgends sieht man eine kräftigere Flora, nirgends einen kräftigeren Baumwuchs.“ Neu-Californien blühte eben deshalb auch viel schneller auf, als Alt-Californien. Daß seine Fruchtbarkeit größer

ist, als in irgend einem andern Territorium, wird das folgende Capitel nachweisen, denn alle drei Naturreiche wetteifern mit einander in Fülle.

Erzeugnisse von Neu-Californien.

Pflanzen. Der Reichthum der Flora Neu-Californien's ist groß. Die mannigfaltigsten Pflanzenarten können hier getroffen werden, die sich nicht nur durch Menge, sondern auch und hauptsächlich durch ihren riesigen Wuchs auszeichnen. Bäume von 130—150 Fuß Höhe und 10—12 Fuß im Durchmesser sind nicht selten, und Gräser erreichen oft eine Höhe von 10—12 Fuß. Doch nicht allein die wildwachsenden Pflanzen zeigen von Kraft und Fülle, sondern auch die Culturpflanzen erweisen sich des Anbaues fähig und geben reichliche Erndten. Wenn die Indianer nicht zu träge gewesen wären, mehr zu bauen, als was sie gerade haben mußten, so könnte das Land nur einem großen Garten gleichen. Die Möglichkeit dessen haben die Bemühungen der Missionäre klar erwiesen. Mit leichter Mühe pflanzten sie alle europäischen Gewächse auf ihren Stationen in Neu-Californien. Unsere feinen Südfrüchte wie unsere kräftigen Brodfrüchte wurden mit Erfolg gepflanzt; doch die Indianer, an's Nichtsthun und Umher-

schweifen gewöhnt, konnten nicht dazu gebracht werden, mit Ernst und Eifer an der Bebauung des Bodens zu verweilen, und der Ackerbau zerfiel mit seinen Trägern, den Missionen. Doch trotz dieser Vernachlässigung der Cultur des Bodens wächst dennoch alljährlich mehr, als der Bedarf der schwachen Bevölkerung erheischt.

Was die verschiedenen Grasarten anbelangt, so können sie noch nicht genau angegeben werden, doch so viel ist bekannt, daß die dort wachsenden Gräser gutes Futter geben, und daß die Waiden vermögend sind, einen hohen Viehstand zu erhalten, erweisen die fast zahllosen Heerden Rindvieh und Pferde.

Die Bäume sind meistentheils dieselben, die in den östlichen Staaten getroffen werden. Da wirft die stämmige Steineiche ihren kühlenden Schatten auf ihre Schützlinge am Boden, und ladet den müden Wanderer zur Ruhe unter ihr dichtlaubiges Dach ein; dort erhebt die schlanke Tanne ihr majestätisches Haupt zu den Gewölken. Weiße und schwarze Eschen bilden an den Gehängen und in den Niederungen jene stets von den lustig trillernden Sängern der Gehölze belebte Waldungen, die das Innere von Deutschland und die östlichen Staaten der Union so bezaubernd machen. Der nützliche Maguey und andere Agavenarten fehlen nicht, so wie eine große Menge nützlicher Ge-

sträuche, woraus aus manchen im Frühjahre während der Monate April, Mai und Juni eine Art Manna schwitzt, das süß wie Zucker schmeckt.

Culturgewächse. Durch die Franziscaner wurden auf den Missionen nicht nur die Cerealien, namentlich Waizen, Mais und Gerste, sondern auch andere Feld- und Gartenfrüchte eingeführt und angepflanzt. Ihre Versuche wurden durch den schönsten Erfolg gekrönt. Mais giebt etwa eine zwanzig- bis sechszigfältige Erndte. Gleicherweise wurden fast alle europäischen Obstsorten in diesem fernen Westen einheimisch gemacht. Die Hülsenfrüchte, als: Vitsbohnen, Linsen, Erbsen, Kichererbsen und Gartenbohnen gedeihen sogar sehr gut auf freiem Felde. Die Gärten, obschon nicht zahlreich, liefern dennoch alle Arten Gemüse.

Was den Weinbau betrifft, so verspricht er, wenn in gehöriger Weise betrieben, nicht nur Fülle, sondern auch Güte. Eduard Mühlenpfordt schreibt in Beziehung darauf: „Reben mit großen, aber sauren Trauben wachsen wild. Europäische Reben sind mit Nutzen eingeführt worden, und werden bis zum 37sten Breitengrade hinauf, besonders um die Dörfer San Diego, San Juan Capistrano, San Gabriel, San Buenaventura, San Juan Baptista, Santa Barbara, San Luis Obispo, Santa Clara und San Jose stark angebaut. Obgleich man in der Kunst des

Weinbaues noch sehr zurück ist, das Erdreich nicht gehörig aufgelockert wird, die Reben schlecht geschnitten sind und, ohne Pfähle gelassen, am Boden kriechen, die Traubengährung in offnen Gefäßen geschieht, keine Sortensonderung weder der Trauben noch des Mostes auf der Kelter stattfindet, so ist doch der hiesige Wein nicht nur trinkbar, sondern gut und müßte bei sorgfältiger Behandlung vortrefflich werden." Und A. R. Thümmel sagt: „Der Wein steht dem von Spanien nicht nach." Im südlichen Theile um den Canal von Santa Barbara und um San Diego baut man Oliven und bereitet daraus ein vortreffliches Oel; doch hindern in diesen offenen Gegenden die kalten Nord- und Nordwestwinde des Herbstes häufig das Reifen der Frucht. Besser gedeiht die Olive bei dem kleinen, durch eine Bergkette geschützten Dorfe Santa Clara.

So ist also für Alles schon gesorgt, alles ist schon geprüft, was der auswandernde Landbauer zu wissen wünscht, worüber er sich vorher in's Klare zu setzen hat. Bei fleißiger Bearbeitung des Bodens glaube ich, sollte es möglich sein, Neu-Californien in kurzer Zeit auf eine Stufe des Wohlstandes und der Cultur zu bringen, wo es mit jedem andern Lande zu wetteifern im Stande ist.

Thiere. Wo die Vegetation eine solche ist, wie hier, da kann der Thierbestand nur ein entspre-

chender sein; und wirklich ist es auch überraschend, welche Menge der verschiedenartigsten Thiergattungen sich hier vorfinden. Alle unsere Hausthiere wurden schon früh nach Neu-Californien eingeführt, doch leben sie gegenwärtig mehr im Freien und halbwild, als zu Hause. Die zahlreichen Waiden geben dazu Veranlassung. Alle die eingeführten Thiere gediehen hier gut und vermehrten sich rasch. Die Zahl des Rindviehes allein wird jetzt über 200,000 Köpfe angegeben. Da aber alles Vieh fast beständig in den Wildnissen verlebt, so jagt man es förmlich, wenn es z. B. zum Schlachten benutzt werden soll. Auch die Pferde, die ebenfalls sehr starkzählig sind, weiden frei umher. Täglich werden ihrer so viele eingefangen, als man für die nächsten 24 oder 48 Stunden nöthig zu haben glaubt, während welcher Zeit sie dann, ohne alles Futter, gesattelt und gezäumt zu augenblicklichem Gebrauch bereit stehen. Die Pferde sind kräftig, leichtfüßig, unermüdlich, gehen kaum anders als in gestrecktem Galopp, und trotz diesem blitzähnlichen Lauf halten es diese Pferde dennoch länger aus, als die europäischen oder die der östlichen Staaten. Eben so werden große Heerden waidender Schaafe gefunden. — Der Taye, der sich auch in Alt-Californien vorfindet, wird gleichfalls hier, nur in größerer Menge, angetroffen; besonders häufig kann er in den Gebirgen der

Sierra de Santa Lucia in der Umgegend von Monterey gesehen werden. Die dortigen Creolen nennen das Thier Berendo. Die Zahl der Jagdthiere ist wohl noch bedeutender. Ganze Heerden Hirsche und Rehe durchschweifen die Waldungen, oder grasigen Ebenen des Küstenlandes. Die Hirsche sind von einem ganz eigenen Schlag und so groß wie die größten Pferde, mit prächtigen Geweihen, die eine Weite von 6 und manchmal eine Höhe von 8 Fuß haben. Da die besäeten Felder meist unumzäunt daliegen, so richten die Heerden dieser gefräßigen Thiere manchmal bedeutenden Schaden darauf an, denn häufig trifft man sie zu 40 und 50 beisammen. Man fängt sie mit dem Lasso, wenn sie trinken, die Indianer aber erlegen sie mit Pfeilen. Der amerikanische Löwe ist unbekannt; dagegen ist aber der graue und braune Bär, welche beide zu den stärksten ihrer Gattung gehören, sehr gewöhnlich. Die eigenthümliche Art, wie sie von den Einwohnern mit bloßem Lasso, ohne irgend ein Schießgewehr gejagt und eingefangen werden, erfordert wirklich große Geistesgegenwart und Kühnheit. Außer den genannten Vierfüßlern bergen die Wälder noch eine große Zahl von Prairiehunden, Wölfen, Füchsen, Cuguaren und wilden Katzen. Aber daher sind auch Hasen und Kaninchen seltener. Wölfe und Füchse werden weniger in eigentlicher

Jagd, als durch vergiftete Aesung getödtet; und 1500 bis 2000 Fuchsbälge werden nicht selten aus einem einzigen Pfarrbezirk in einem einzigen Winter verkauft. Der Büffel, mehr im Norden hausend, streift manchmal nach diesen Gegenden herüber. Stinkthiere sind häufig. In den Flüssen wird die Flußotter und der Biber häufig getroffen. An den Küsten erscheint das Seekalb und die Seeotter; eben so werden häufig Wallfische, Phocken aller Art, Meerpferde und Meerschildkröten in Menge da getroffen und gefangen. Eben so ist das Gestade reich an Sardellenbänken. Eine Menge der köstlichsten Fische wurden stets hier gefangen und der Rio Sacramento führt ungeheure Salmen in seinen Gewässern.

An Geflügel nährt Neu-Californien eine reiche Zahl Singvögel vom prächtigsten Gefieder, so den Cardinal, den Censontli und verschiedene andere Drosselarten, dann Papageien und Arraras, größer aber weniger farbenprächtig als in heißeren Gegenden; weiter: wilde Puter, Trappen, Fasanen, Wachteln, Rebhühner, Holztauben, Turteltauben, Maisdiebe, Bachstelzen, Kuttengeier, weißköpfige Adler, Sperber, Eulen verschiedener Art und eine große Menge Sumpf- und Wasservögel, darunter Reiher verschiedener Art, Möven und Albatrosse. In der nassen Jahreszeit ziehen ungeheure Schwärme wilder Enten, Gänse und

Kraniche heran, und überdecken fast die dann überschwemmten Ebenen, die letztern angelockt durch die Körner der in großer Menge hier wildwachsenden Seepflanze. Verspricht das nicht eine reichliche Erndte für den Jagdlustigen?

Unter den wenigen Reptilien ist nur die Klapperschlange giftig; sie ist aber klein, scheu und flieht vor dem Menschen. Insekten sind hingegen sehr zahlreich.

Gesteine und Erze. Das Gestein Neu-Californien's ist wie allerorts sehr verschieden. Die Höhen sind zum größten Theil granitenthaltend, während die Ebenen aus Kalkgestein bestehen. Der schöne weiße Granit ist sehr häufig, und der kostbarste Marmor findet sich in den innern Theilen des Landes. Bausteine sind in Menge vorhanden, und nicht lange wird es mehr anstehen, so können wir von Neu-Californien's Marmor in unsern Städten die schönsten griechischen Säulen prangen sehen.

Wenn sich aber Granit in Neu-Californien vorfindet, so muß es auch Erze geben.

In Alt-Californien sind die Gebirge reich an Metallen, und zahlreiche Minen sind dort schon angelegt worden, und nimmer war es Grund ihres Aufbruchs, daß sie nicht ergiebig genug erfunden wurden. Diese Gebirge aber, die sich in Alt-Californien erheben, durchziehen auch als Fortsetzung

Neu-Californien; daher kann schon daraus auf Erze geschlossen werden.

Das Streichen von Erzlagern in Neu-Californien ist schon zu verschiedenen Malen bemerkt worden, und daß man nicht schon früher denselben auf die Spur gekommen ist und sie bearbeitet hat, ist kein Beweis von ihrem Nichtdasein. Ehe Columbus seine Entdeckungsreisen angetreten und ausgeführt hatte, wollte Niemand an das Dasein einer neuen und dazu noch so reich beschenkten Welt glauben. Ist Mexiko nicht das an edlen Metallen reichste Land, birgt es nicht mehr als irgend ein andres Land, warum sollte Neu-Californien, das gleiche Bodenbeschaffenheit und gleiches Gestein mit Mexiko hat, nicht gleichfalls davon bergen? Was Mexiko so reichlich besitzt, wird Neu-Californien nicht weniger besitzen. Sollte es uns daher so sehr wundern, wenn von den ersten Beamten der Vereinigten Staaten-Regierung die Nachricht uns wird, daß man im Sande der Flüsse Goldkörner und Goldstaub gefunden habe, und daß Tausende gegenwärtig beschäftigt seien, diese Schätze zu erheben? Giebt es nicht auch in andern Ländern Gold im Sande der Flüsse? Sind alle die zahlreichen Nachrichten, so wie die thatsächlichen Nachweisungen, die uns von dort überbracht worden sind, als bloßer Humbug zu brandmarken? Ich glaube, wir sollten vorsichtiger damit

zu Werke gehen. Ohne entscheiden zu wollen, wie weit die erhaltenen Nachrichten als wahr anzunehmen sind, will ich nur darauf hinweisen, wie viel Gold Cortez in Mexiko unter den Eingebornen fand, als er seinen Eroberungs- und Verheerungszug dorthin unternahm. Waren die Indianer von Alt-Mexiko nicht mit den Indianern von Californien eng verbunden, oder würden die Indianer Neu-Californien's nicht darnach gestrebt haben, diese Schätze den Alt-Mexikanern zu rauben, wenn sie nicht auch davon besessen hätten? Ich glaube sie würden, und doch finden wir von einem solchen Unternehmen Nichts in der Geschichte. Die glaubwürdigste und ausführlichste Nachricht ist die folgende von dem Commandanten der Streitkräfte in Neu-Californien*), von Colonel Mason, den Behörden in Washington mitgetheilte, welche wir hier in der Uebersetzung geben.

Hauptquartiere, 10tes militärisches Depot,
Monterey, Californien, den 17. Aug. 1848.

Mein Herr. Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich mich, begleitet von Lieutenant W. T. Sherman, 3te Artillerie A. A. A. General, am 12. letzten Juni entfernte, um eine Tour durch den nördlichen Theil von Californien zu machen. Meine Hauptabsicht jedoch war, die neuentdeckten Goldplätze in dem Thal des Sacra-

*) Jetzt dortigem Staathalter.

mento zu besuchen. Ich hatte etwa 40 Meilen zurückgelegt, als ich von einem Expressen eingeholt wurde, welcher mir die Anzeige von der Ankunft des Vereinigten Staaten-Schiffs Southampton mit wichtigen Briefen von Com. Shubrick und Lieut. Col. Barton zu Monterey brachte. Wir erreichten San Francisco am 20., und fanden, daß alle, oder nahe zu alle seine männlichen Bewohner zu den Minen gegangen waren. Die Stadt, welche wenige Monate zuvor so unruhig und geschäftig war, war fast verlassen.

An dem Abend des 25. wurden die Pferde der Bedeckung in einem Floße über den Susoleto geschafft, und am folgenden Tage setzten wir die Reise über Bodega und Sonoma nach Sutter's Festung fort, wo wir am Morgen des 2. Juli ankamen. Längs des ganzen Wegs lagen die Mühlen arbeitslos, die Waizenfelder waren dem Rindvieh und den Pferden offen, Häuser waren vacant und Farmen verwüstet. Bei Sutter's Landgut war mehr Leben und Geschäft. Die Flöße luden ihre Güter bei dem Fluß aus und Karren schleppten Güter zu der Festung, wo schon verschiedene Waarenhäuser, ein Gasthof ꝛc. errichtet waren. Capitän Sutter hatte nur zwei Mechaniker in seiner Beschäftigung (einen Wagner und Schmidt), welchen er alsdann 10 Dollars den Tag bezahlte. Kaufleute zahlen ihm einen monatlichen Rent von

100 Dollars für das Zimmer; und während ich da war, wurde ein zweistöckiges Haus in der Festung als ein Gasthof für 500 Dollars den Monat verpachtet.

Durch das dringende Ansuchen vieler Herren verzögerte ich da, um an der ersten öffentlichen Feier unsers nationalen Jahresfestes in dieser Festung Theil zu nehmen, aber am 5. setzte ich die Reise fort und legte 25 Meilen die amerikanische Gabel hinauf zurück, zu einem Punkt daran, welcher nun als die untern Minen oder Marmorgruben bekannt ist. Die Hügelseiten waren dicht mit Segeltuchzelten und Buschlauben überdeckt; ein Waarenhaus war aufgerichtet und verschiedene Logie-Einrichtungen waren in Arbeit. Der Tag war in hohem Grade heiß, doch waren etwa zweihundert Menschen bei der Arbeit im vollen Sonnenschein, indem sie nach Gold wuschen — einige mit Zinnpfannen, einige mit eng gewobenen Indianerkörben, aber der größere Theil hatte eine rohe Maschine, bekannt als Wiege. Diese ist auf Läufen, 6 oder 8 Fuß lang, an dem Fuß offen, und bei seinem Kopf hat es ein plumpes Gitter oder Sieb; der Boden ist gerundet, mit kleinen darübergenagelten Stäben. Vier Mann werden erfordert, diese Maschine zu bearbeiten: einer gräbt den Grund am Ufer dicht beim Strome aus, ein anderer führt ihn zu der Wiege und leert ihn auf

das Gitter aus; ein dritter giebt der Maschine eine heftige Bewegung, während ein vierter von dem Strom selbst Wasser darauf gießt.

Das Sieb hält die groben Steine ab, in die Wiege zu kommen; das beständige Rennen des Wassers wascht die erdige Substanz ab und hinterläßt das Gold, vermischt mit einem schweren, schönen, schwarzen Sand über dem ersten Fach. Der Sand und das gemischte Gold werden dann zusammen durch gebohrte Löcher in eine Pfanne darunter abgezogen, werden in der Sonne getrocknet und später getrennt, indem man den Sand abbläst. Eine Partie von vier Mann auf diese Weise bei den untern Minen beschäftigt, verdienten 100 Dollars den Tag. Die Indianer und jene, welche nichts als Pfannen und Weidenkörbe haben, waschen allmählig die Erde heraus und sondern die Kiesel mit der Hand, und lassen außer dem Gold gemischt mit Sand, welches in der vorhin beschriebenen Weise geschieden wird, nichts übrig. Das Gold in den untern Minen besteht in schönen, glänzenden Spiltern, von welchen ich verschiedene Proben sende.

Als wir den Nordzweig der amerikanischen Gabel hinaufstiegen, wurde das Land mehr zerrissen und gebirgig, und bei der Sägemühle, 25 Meilen über den untern Wäschereien, oder 50 Meilen von Sutter, erheben sich die Hügel zu nahe zu tausend

Fuß über der Fläche der Sacramento-Ebene. Hier erscheint eine Art Fichte, welche zu der Entdeckung des Goldes leitete. Capitän Sutter, welcher das große Bedürfniß von Brettern fühlte, kam im letzten September mit einem Herrn Marshall überein, an jenem Platze eine Sägemühle zu bauen. Sie wurde während des letzten Winters und Frühlings aufgerichtet — ein Damm und ein Gatter gebaut; aber als das Wasser auf das Rad gelassen wurde, wurde das Endgatter zu eng gefunden, um das Wasser mit hinlänglicher Geschwindigkeit entlaufen zu lassen. Herr Marshall, um Arbeit zu sparen, ließ das Wasser unmittelbar in das Gatter mit einem starken Lauf, um es so weiter und tiefer zu waschen. Er erreichte seinen Zweck, und ein großes Bett von Schlamm und Kiesel wurde zu der Mündung des Mühlgrabens geführt.

Eines Tages bemerkte Herr Marshall, als er das Gatter hinunter ging, einige schimmernde Stücke an seinem obern Eck; er sammelte einige, untersuchte sie, und wurde von ihrem Werth überzeugt. Er ging dann zu der Festung, sagte Capitän Sutter von seiner Entdeckung, und sie kamen überein, es geheim zu halten, bis eine gewisse Mahlmühle von Sutter fertig war. Es kam jedoch heraus und verbreitete sich wie ein Zauber. Merkwürdiger Erfolg begleitete die Arbeiten der ersten

Untersucher, und in wenigen Wochen waren Hunderte von Menschen dahin gezogen. Zu der Zeit meines Besuchs, nur wenig über drei Monate nach der ersten Entdeckung, wurde angeschlagen, daß über 4000 Leute beschäftigt waren. Bei der Mühle ist ein schöner Haufen oder Bank von Kiesel, welche die Leute als ein Eigenthum des Capitän Sutter betrachten, obschon er kein Recht dazu beansprucht, und würde vollkommen zufrieden sein mit dem einfachen Versprechen eines Verkaufs, wegen der Mühle, welche er da mit beträchtlichen Kosten gebaut hat. Herr Marshall wohnte nahe der Mühle, und unterrichtete mich, daß viele Personen ober und unter ihm beschäftigt waren, daß sie dieselben Maschinen bei den untern Wäschereien gebrauchten, und daß ihr Erfolg etwa derselbe wäre, — von einer bis drei Unzen täglich den Mann betreffend. Dieses Gold ist ebenfalls in Splittern, ein wenig gröber, als das in den untern Minen.

Von der Mühle führte mich Herr Marshall den Berg hinauf, an das gegenüberliegende oder nördliche Ufer der südlichen Gabel, wo in dem Bett der Ströme oder Bergbäche, nun trocken, ein großer Theil von grobem Gold gefunden worden ist. Ich sah da verschiedene Partieen bei der Arbeit, von welchen alle sehr gut thaten; eine große Menge Proben wurden mir gezeigt, einige so schwer, als

4 oder 5 Unzen im Gewicht, und hier sende ich drei Stücke, bezeichnet Nro. 5, welche mir ein Herr Spence schenkte. Sie werden bemerken, daß einige dies begleitende Proben Stücke von Quarz mechanisch enthalten; daß die Oberfläche rauh und offenbar in der Spalte eines Felsen gebildet ist. Dieses Gold kann nicht weit durch Wasser fortgeführt worden sein, sondern muß geblieben sein, wo es zuerst von dem Felsen, der es früher festhielt, getrennt wurde. Ich befragte viele Leute, ob sie dem Metall in seiner Mutter begegnet wären, aber bei jeder Gelegenheit sagten sie nein, sondern daß das Gold verschiedenartig mit verwaschnen Kieseln gemischt war, oder in den Spalten andrer Felsen ruhten. Alle trugen das Zeugniß, daß sie in größern oder kleinern Quantitäten in den zahlreichen kleinen Gräben oder Waldbächen, welche in jener gebirgigen Gegend vorkommen, Gold gefunden hätten.

Am 7. Juli verließ ich die Mühle und überschritt einen Fluß, welcher sich in die amerikanische Gabel drei oder vier Meilen unterhalb der Sägemühle ergießt. Ich stieß auf den Strom (nun als Weber's Kreek bekannt) bei den Wäschereien von Sunol u. Comp. Sie hatten etwa dreißig Indianer beschäftigt, welche sie in Kaufmannsgüter bezahlen. Sie bekamen Gold von ähnlicher Beschaffenheit mit jenem, welches in der Hauptgabel

gefunden wurde, und ohne Zweifel von gehöriger Güte, um ihnen zu genügen. Ich sende ihnen eine kleine Probe, mir von dieser Gesellschaft geschenkt, von ihrem Gold. Von diesem Punkt setzten wir den Strom auf fort etwa 8 Meilen, wo wir eine Menge Leute und Indianer fanden — einige in dem Bett des Stromes, und andere in den Seitenthälern, welche darein münden, beschäftigt. Diese letztern waren außerordentlich reich, und 2 Unzen wurden als ein gewöhnlicher Lohn für eine Tagesarbeit betrachtet. Eine kleine Rinne, nicht mehr als 100 Yard lang, bei 4 Fuß weit und 2 oder 3 Fuß tief, wurde mir gezeigt als das Stück, wo zwei Männer, William Daly und Parry Mc Coon, eine kurze Zeit vorher 17,000 Doll. werth Gold gewonnen hatten. Capitän Weber unterrichtete mich, daß er wüßte, daß diese zwei Männer vier Weiße und etwa hundert Indianer beschäftigt hatten, und daß am Ende einer Wochenarbeit sie ihre Partie ausbezahlt hätten, und daß ihnen für 10,000 Dollars werth von diesem Golde übrig blieb. Ein andrer kleiner Waldbach wurde mir gezeigt, von welchem aufwärts von 12,000 D. werth Gold genommen worden war. Hunderte ähnlicher Waldbäche sind nach allen Erscheinungen bis jetzt unberührt. Ich würde diese Berichte nicht geglaubt haben, hätte ich nicht in der Fülle dieses

kostbaren Metalls das Zeugniß ihrer Wahrheit gesehen.

Herr Neligh, ein Agent von Commodore Stockton, war etwa drei Wochen in die Nachbarschaft auf Arbeit gesandt worden, und zeigte mir in Beuteln und in einer Flasche über 2000 D. werth Gold; und Herr Lyman, ein Herr von Erziehung und jedes Glaubens werth, sagte, daß er mit vier andern an einer Maschine an der amerikanischen Gabel gerade unterhalb Sutter's Mühle betheiligt gewesen war; daß sie acht Tage arbeiteten, und daß der Theil 50 Dollars den Tag betrug; aber da sie hörten, daß andere eine bessere Arbeit bei Weber's Platz hätten, wären sie dahin gezogen, und waren damals auf dem Punkt, ihre Unternehmungen wieder aufzunehmen. Ich möchte von Hunderten ähnlicher Beispiele erzählen; allein um zu malen, wie das Gold in Ueberfluß in den Taschen der gemeinen Arbeiter war, will ich ein einzelnes Begegniß erwähnen, welches in meiner Gegenwart, als ich bei Weber's Laden war, vorkam. Dieser Laden war nichts, als eine Laube von Büschen, unter welchen er für den Verkauf Güter und Eßwaren, welche seinen Kunden paßten, ausgelegt hatte. Ein Mann kam herein, hob eine Schachtel von Seidlitz-Pulver auf und fragte nach dem Preis. Capitän Weber sagte ihm, daß es nicht für den Verkauf sei. Der Mann bot eine

Unze Gold, aber Capitän Weber sagte ihm, daß es nur 50 Cents kostete, und daß er es nicht zu verkaufen wünschte. Der Mann bot dann eine und eine halbe Unze, als Capitän Weber es zu nehmen hatte. Die Preise aller Dinge sind hoch, und sogar die Indianer, welche zuvor kaum wußten, was Tuchhosen waren, können es nun bestreiten, die prächtigsten Kleidungen zu kaufen.

Das Land auf jeder Seite von Weber's Kreek ist viel durch Hügel unterbrochen, und ist in jeder Richtung durch kleine Flüsse oder Waldbäche, welche mehr oder weniger Gold enthalten, durchschnitten. Jene, welche schon bearbeitet worden sind, sind blos geritzt; und wiewohl Tausende von Unzen schon hinweggeführt worden sind, sehe ich nicht, daß eine bedeutende Einwirkung auf das Ganze gemacht worden ist. Jeder Tag enthüllt neue und reichere Lager; und der einzige Eindruck scheint zu sein, daß das Metall in solcher Fülle gefunden werden würde, um seinen Werth bedeutend herunterzudrücken.

Am 8. Juli kehrte ich zu den untern Minen zurück und am folgenden Tage zu Sutter, wo ich auf den 19. Vorbereitungen für einen Besuch des Feder-, Yubah- und Bärenflusses machte, als ich einen Brief vom Befehlshaber der Vereinigten Staaten-Seemacht, A. R. Long, empfing, welcher eben zu San Francisco von Mazatlan mit

einem Haufen für die Kriegsschaluppe „Warren“ und mit Befehlen ankam, jenes Fahrzeug zu dem Geschwader bei La Paz zu nehmen. Capt. Long schrieb mir, daß der mexikanische Congreß den Friedensvertrag ohne Genehmigung hinausgeschoben hätte; daß er Briefe vom Commodor hätte und daß seine Befehle wären, mit dem „Warren“ an oder vor dem 20. Juli zu segeln. In Folge dessen beschloß ich nach Monterey zurückzukehren, und demzufolge kam ich am 17. Juli hier an. Ehe ich Herrn Sutter verließ, befriedigte ich mich, daß sich in dem Bett des Federflusses, des Yubah- und des Bärenflusses, und in vielen der kleinern Ströme, welche zwischen letzterm und der amerikanischen Gabel liegen, Gold vorfand; eben so, daß es in dem Cosummes, im Süden der amerikanischen Gabel, gefunden worden war. In jedem dieser Ströme wurde das Gold in Splittern gefunden, weshalb es in den eintretenden Bergen in gröbern Klumpen erscheint.

Herr Sinclair, dessen Gebiet drei Meilen oberhalb Sutter's, an der nördlichen Seite des Amerikan liegt, beschäftigt etwa 50 Indianer an der nördlichen Gabel, nicht weit von seiner Vereinigung mit dem Hauptstrom. Er war etwa fünf Wochen beschäftigt, als ich ihn sah, und bis hinauf zu dieser Zeit hatten seine Indianer einfache, enggewobene Weidenkörbe gebraucht. Seine reinen

Erträge (die ich sah) waren etwa 16,000 Dollars werth Gold. Er zeigte mir den Ertrag seiner letzten Wochenarbeit — 14 Pfund (Krämergewicht) rein gewaschenes Gold.

Das Hauptwaarenlager bei Sutter's Festung, jener von Brannan u. Comp., erhielten in Bezahlung für Güter 36,000 Dollars (Werth dieses Goldes) vom 1. Mai bis zum 10. Juli. Andere Kaufleute hatten ebenfalls ausgedehnte Verkäufe gemacht. Große Quantitäten Güter wurden täglich vorwärts zu den Minen gesendet, da die Indianer, vorher so arm und erniedrigt, auf einmal Verzehrer der Luxuritäten des Lebens geworden sind. Ich berührte vorher, daß der größte Theil der Landbauer und Pflanzer ihre Felder verlassen hätten, um zu den Minen zu gehen. Dies ist nicht der Fall mit Capitän Sutter, welcher seinen Waizen (zu 40,000 Bushel geschätzt) sorgfältig einsammelte. Das Mehl ist bei Sutter schon 36 Dollars das Barrel werth, und es wird bald 50 sein. Es sei denn, daß große Quantitäten von Brodstoffen das Land erreichen, so wird großer Mangel erscheinen; da aber nun jeder Mann fähig ist, einen großen Preis zu zahlen, glaubt man, daß die Kaufleute von Chili und Oregon einen großen Zuschuß für den kommenden Winter bringen werden.

Der mächtigste Anschlag, welchen ich von Männern, die mit dem Gegenstand bekannt sind, er-

halten konnte, war, daß aufwärts von 4000 Menschen in dem Golddistrikt arbeiten, von denen mehr als eine Hälfte Indianer wären, und daß von 30,000 bis 50,000 Dollars werth Gold, wenn nicht noch mehr, täglich erhalten werde. Der ganze Golddistrikt, mit sehr wenigen Ausnahmen, von vor einigen Jahren durch die mexikanischen Autoritäten gemachten Bewilligungen, ist auf dem den Vereinigten Staaten gehörigen Lande.*) Es war eine Sache bedeutenden Nachdenkens für mich, wie ich der Regierung gewisse Zinse oder Antheile für das Recht der Förderung dieses Goldes sichern könnte; aber beim Betracht der großen Landausdehnung, des Charakters der betheiligten Personen und der kleinen zerstreuten Macht unter meinen Befehlen, beschloß ich, mich nicht darein zu mischen, sondern allen frei zu arbeiten erlauben, wenn nicht Streit und Verbrechen eine Einmischung erheischen sollten. Ich war erstaunt zu hören, daß Verbrechen irgend einer Art sehr selten wären, und daß keine Diebstähle oder Räubereien in dem Goldgebiet begangen worden wären.

Alle wohnen in Zelten, in Buschlauben, oder in freier Luft; und häufig haben Männer Tausende von Dollars werth von diesem Golde um ihre

*) Dies wurde vor dem Friedensschluß mit Mexiko und der Uebergabe Neu-Californiens an die Verein. Staaten geschrieben. D. Verf.

Personen, und es war mir eine Sache des Erstaunens, daß ein so friedlicher und ruhiger Sachbestand fortdauernd bestehen sollte. Streitige Ansprüche an besondere Plätze des Grundes mögen Reibungen verursachen, aber sie werden selten sein, da die Landausdehnung so groß und das Gold so in Fülle da ist, daß für die Gegenwart Raum genug für alle da ist. Doch die Regierung hat ein Recht zu dem Miethzins dieses Landes, und es sollte auf augenblickliche Schritte gedacht werden, ihn einzusammeln, denn je länger es unterlassen bleibt, desto schwieriger wird es werden. Ein Plan, den ich anrathen möchte, ist: von den Vereinigten Staaten Feldmesser mit hohen Besoldungen, und verbunden, bestimmte Perioden zu dienen, auszusenden.

Ein Oberaufseher sollte bei Sutter's Festung ernannt werden, mit der Gewalt, Erlaubnißscheine, eine Stelle Boden — sage 100 Yards Quadrat — ein Jahr zu einem Rent von 100—1000 Dollars zu seiner Vorsicht bearbeiten zu dürfen, zu verleihen; die Feldmesser haben den Grund zu vermessen und den Pächter in seinen Besitz zu placiren.

Ein besserer Plan wird es jedoch sein, den District zu vermessen und ihn auf öffentlichen Auctionen in kleinen Stücken — sage von 20—40 Acker — an den Meistbietenden zu verkaufen. In jedem

Falle werden Eindringliche da sein, welche auszuschließen für viele Jahre fast unmöglich sein wird.

Die Entdeckung dieser ungeheuren Goldlager änderte den Charakter von Ober-Californien vollständig. Sein Volk, vorher beschäftigt mit Bebauung seiner kleinen Flecken Boden und mit Beschützung seiner Heerden Rindvieh und Pferde, ist alles zu den Minen gegangen oder ist auf dem Wege dahin. Arbeiter jeden Gewerbes haben ihre Werkbänke, und Gewerbsleute ihre Werkstätten verlassen. Matrosen entlaufen ihren Schiffen so schnell als sie die Küste erreichen, und verschiedene Fahrzeuge sind auf's Meer gegangen mit kaum genug Menschen, einen Segel auszubreiten. Zwei oder drei sind nun vor Anker zu San Francisco mit keiner Schiffsmannschaft an Bord.

Viele Ausreißungen kamen auch in den Garnisonen durch den Einfluß dieser Minen vor; 26 Soldaten entliefen von dem Posten Sonoma, 24 von jenem von San Francisco und 24 von Monterey. Für einige Tage erschien das Uebel so gefährlich, daß große Gefahr erschien, daß die Garnisonen zusammen entlaufen würden; und ich verweise Sie zu meinen Befehlen vom 25. Juli, um die aufgenommenen Schritte, diesem Anstoß zu begegnen, zu zeigen. Ich werde keine Anstrengung sparen, Ausreißer gefangen zu nehmen und

zu bestrafen; aber ich glaube, daß keine Zeit in der Geschichte unsers Landes solche Versuchung zum Ausreißen gegeben hat, als nun in Californien besteht.

Die Gefahr der Ergreifung ist klein und die Aussicht auf hohen Lohn gewiß; Bezahlung und Freigebigkeit sind Kleinigkeiten, da arbeitende Männer bei den Minen nun in einem Tage mehr als doppelt so viel verdienen können, als eines Soldaten Lohn und Rationen für einen Monat beträgt, und sogar die Bezahlung eines Lieutenants oder Capitäns kann keinen Bedienten miethen. Ein Zimmermann oder Mechaniker würde auf kein Anerbieten von weniger als 15 Dollars den Tag hören. Könnte irgend eine Verbindung von Umständen die Treue eines Mannes mehr versuchen als diese? Ich denke in der That, daß jenen Soldaten, welche diese versuchende Krisis hindurch treu bei ihrer Fahne verbleiben, irgend ein außergewöhnliches Gunstzeichen gegeben werden sollte. Kein Officier kann nun in Californien von seinem Sold leben, Geld hat so kleinen Werth; die Preise der nöthigen Artikel der Bekleidung und des Lebensunterhalts sind so ungeheuer und die Arbeit so hoch, daß es eine Unmöglichkeit geworden ist, einen Koch oder Dienstboten zu miethen, was nur denen noch vorbehalten bleibt, die täglich 30—50 Doll. Einkommen haben. Dieser Bestand der Dinge

kann nicht für immer dauern. Doch durch die geographische Stellung Californien's und den neuen Charakter, den es als ein Minenland angenommen hat, werden die Arbeitspreise stets hoch sein, und die Neigungen zum Ausreißen werden fortdauern. Ich habe daher zu berichten, wenn die Regierung den Ausreißungen hier von Seiten der Soldaten zu begegnen und sich den Eifer der Officiere zu sichern wünscht, muß ihr Sold bedeutend vermehrt werden. Soldaten, beiden, der Freiwilligen und des regelmäßigen Dienstes, freigesprochen in diesem Lande, sollte erlaubt werden, ihre Landverwilligungen auf einmal in das Goldgebiet zu verlegen.

Viele Privatbriefe sind nach den Vereinigten Staaten gegangen, welche Schilderungen von der ungeheuren Masse Gold geben, das unlängst entdeckt wurde, und es mag eine Sache der Verwunderung sein, warum ich über diesen Gegenstand nicht früher Bericht erstattet habe. Der Grund ist, daß ich die Berichte, welche ich von dem Reichthum des Goldgebiets hörte, nicht glauben konnte, bis ich es selbst besuchte. Ich habe nun darüber keinen Zweifel, wenn ich sage, daß es in dem Land um den Sacramento- und San Joaquin-Fluß mehr Gold giebt, als was die Kosten des gegenwärtigen Krieges mit Mexiko über hundertmale bezahlt. Es wird kein Capital erfordert, um dieses

Gold zu erhalten, da der arbeitende Mann nichts nöthig hat, als eine Haue, Schaufel und Blechpfanne, um damit den Sand aufzugraben und zu waschen; und häufig picken Viele Gold aus den Felsen mit ihren Schlächtermessern in Stücken von 1—6 Unzen.

Herr Dye, ein Herr, der in Monterey wohnt und jeden Glaubens werth ist, ist eben vom Federfluß zurückgekehrt. Er sagt mir, daß die Gesellschaft, zu welcher er gehörte, sieben Wochen und zwei Tage mit einer Frohne von 50 Indianern (Wäscher) arbeitete und daß ihr ganzer Erwerb 273 Pfund Gold war. Sein Antheil (ein Siebentel), nachdem sie alle Auslagen bezahlt hatten, war etwa 37 Pfund, welche er mit sich brachte und in Monterey darbot. Ich sah keinen arbeitenden Mann von den Minen, der nicht seine 2, 3 oder 4 Pfund Gold zeigte. Ein Soldat der Artillerie-Compagnie kehrte hier vor wenigen Tagen von den Minen zurück, nachdem er auf Urlaub 20 Tage abwesend gewesen war. Er erwarb sich durch Handel und Arbeit 1500 Dollars während jener Zeit. Während dieser 20 Tage war er 10 oder 11 Tage auf Reisen, was also etwa eine Woche übrig läßt, in welcher er sich eine Summe Geldes erwarb, größer, als was er während einer ganzen Anwerbezeit von 5 Jahren in Sold, Klei-

dern und Nahrung empfängt. Diese Umstände scheinen unglaublich, allein sie sind wahr.

Es wird geglaubt, daß auch Gold an dem östlichen Abhange der Sierra Nevada vorkomme; und als ich bei den Minen war, wurde ich von einem fleißigen Mormon unterrichtet, daß es nahe des großen Salzsees von einem seiner Brüderschaft gefunden worden war. Nahezu all' die Mormons verlassen Californien, um nach dem Salzsee zu gehen, und dies würden sie sicherlich nicht thun, wenn sie nicht sicher wären, Gold in gleicher Fülle da zu finden, als sie am Sacramento gegenwärtig finden.

Der Goldplatz nahe der Mission San Francisco ist lange bekannt gewesen, ist aber aus Mangel an Wasser wenig bearbeitet worden. Dies ist ein Sporn, welcher sich von der Sierra Nevada (siehe Fremont's Karte) ablegt, in welchem die gegenwärtigen Minen erscheinen. Es ist daher alle Ursache zu glauben, daß da in den dazwischentretenden Räumen von 500 Meilen (vollständig unerforscht) viele Verstecke und Lager sein müssen. Das Platzgold ist nun an die Stelle des Papiergeldes dieses Landes gesetzt; im Geschäfte geht es frei zu 16 Dollars für die Unze; als ein Handelsartikel ist sein Preis noch nicht festgesetzt. Den einzigen Kauf, welchen ich machte, war die Probe Nro. 7, welches ich von Herrn Neligh zu 12 Doll.

die Unze kaufte. Das ist etwa der gegenwärtige Baarwerth im Lande, obschon es für weniger verkauft worden ist. Die große Nachfrage nach Gütern und Mundvorräthen, verursacht durch die plötzliche Entwickelung des Reichthums, hat den Betrag des Handels zu San Francisco gar sehr gesteigert, und wird ihn fortwährend vermehren.

Ich würde anrathen, daß eine Münze bei irgend einem würdigen Punkt der Bucht von San Francisco angelegt werde, und daß die Maschinerie und alle nöthigen Apparate und Arbeiter zur See ausgesandt werden. Diese Arbeiter müßten durch hohe Löhne und sogar Geschenke verbunden werden, um sich ihrer treuen Dienste zu versichern, sonst möchte der ganze Plan durch ihr Davonlaufen zu den Minen, sobald als sie Californien erreichen, vereitelt werden. Wenn dieses Verfahren nicht aufgenommen wird, so wird Gold im Werth von mehreren Millionen jährlich in andere Länder laufen, und deren Kaufleute und Capitalisten bereichern.

Ehe ich den Gegenstand der Minen verlasse, will ich bemerken, daß ich auf meiner Rückkehr vom Sacramento, Neu Almoder, die Quecksilber-Mine des Herrn Alexander Forbes, Consul Ihrer brittischen Majestät zu Tepic, berührte. Diese Mine ist ein Ausläufer der Gebirge, 1000 Fuß über dem Spiegel der San Francisco-Bucht,

ist etwa 12 Meilen in südlicher Richtung von Puebla de San Jose entfernt. Das Erz (Zinnober) erscheint in einer großen Ader, die unter einem starken Winkel in den Horizont eintaucht. Mexikanische Bergleute sind beschäftigt, es zu bearbeiten, indem sie Schachte und Gänge etwa 6 zu 7 Fuß, der Ader folgend, einschlagen.

Die Felsstücke und das Erz werden auf den Rücken der Indianer in ungegerbten Hautsäcken entfernt. Das Erz wird dann in einem Ochsenwagen von der Mündung der Mine in ein mit Holz und Wasser wohl versehenes Thal fortgezogen, in welchem die Schmelzöfen gelegen sind. Die Schmelzöfen sind von der einfachsten Construction, ganz ähnlich einem gewöhnlichen Backofen, in dessen Höhe eines Wallfischfängers Bratkessel gesetzt wird; ein anderer umgekehrter Kessel bildet den Deckel. Von einem Loch in dem Deckel führt ein kleiner Backenstein-Canal zu einem Gemach oder Kammer, in dessen Boden ein kleiner eiserner Kessel gesetzt ist. Die Kammer hat einen Kamin.

Am Morgen jeden Tages werden die Kessel mit dem Mineral (in kleinen Stücken gebrochen) mit Kalk gemischt gefüllt, Feuer wird dann angelegt und den ganzen Tag erhalten. Das Quecksilber wird flüchtig gemacht, geht in die Kammer, verdichtet sich an den Seiten und dem Boden der

Kammer und fließt in den dazu bereiteten Topf. Kein Wasser wird gebraucht, um das Quecksilber zu verdichten.

Während eines Besuchs, den ich letztes Frühjahr machte, waren vier solcher Oefen in Thätigkeit, und lieferten in den zwei Tagen, als ich da war, 656 Pfund Quecksilber, zu Mazatlan $ 1. 80 pr. Pfund werth. Hr. Walkinshaw, der Herr, welcher gegenwärtig diese Mine unter Aufsicht hat, sagt mir, daß die Ader sich verbessert, und daß er es aufbringen könne, selbst in diesen außergewöhnlichen Zeiten seine Leute zu beschäftigen. Die Mine ist an sich sehr werthvoll, und wird es um so mehr werden, da Quecksilber ausgedehnt beim Gewinne des Goldes gebraucht wird. Es wird bis zur Gegenwart für diesen Zweck in Californien nicht gebraucht, aber es wird in einiger Zukunft gebraucht werden. Als ich letztes Frühjahr bei diesen Minen war, waren andere Partieen beschäftigt, nach andern Adern zu suchen, aber keine ist der Verfolgung werth entdeckt worden, obschon die Erde in jener ganzen Hügelkette höchst verschiedenfarbig ist und die Gegenwart dieses Erzes anzeigt. Ich sende verschiedene schöne Proben eigens bezeichnet. Der Betrag an Quecksilber in Herrn Forbes' Fässern am 15. Juli war etwa 2500 Pfund.

Ich schließe Ihnen hiermit Schilderungen des Landes, wodurch ich kam, ein, welche die Lage der

Minen und die Beschaffenheit des Landes in der Nachbarschaft jener, welche ich besuchte, nachweisen.

Einige der dieses begleitenden Goldproben wurden zur Uebersendung durch die unten benannten Herren geschenkt. Die Nummern auf der topographischen Skizze, übereinstimmend mit den Bezeichnungen der respectiven Proben, zeigen, von welchem Theil der Goldregion sie erhalten werden.

Nun folgen 13 bezeichnete Proben.

Ich habe die Ehre Ihr gehorsamster
Diener zu sein.

R. B. Mason,
Col. 1st Dragoons, Commanding.

Wie weit diese Quelle glaubwürdig ist, bleibt der Zukunft und neuen Berichten zu entscheiden übrig; doch sie als bloßen Humbug zu brandmarken, ist Unsinn und zeigt von Unkenntniß der Eigenschaften und Glaubwürdigkeit amtlicher und durch die Regierung veröffentlichter Berichte.

Außer diesem Berichte haben wir noch viele Privatmittheilungen, die, so wie Sendungen der dortigen Wäscher an ihre sich hier befindenden Familien genug beweisen, daß die Sache nicht blos aus der Luft gegriffen sein kann.

Ob aber dieses Gold wirklich in dem Gestein der Gebirge enthalten und durch das Wasser ab-

gespült wurde, oder ob es Erzeugniß eines vulkanischen Ausbruches ist, bleibt noch zu entscheiden übrig. Die mitgetheilten Nachrichten sprechen eher für das Letztere, als für das Erstere; denn das Vorkommen in Splittern, das in Steine-Vorkommen u. das erfolglose Suchen nach den eigentlichen Lagern in den Gebirgen weisen auf eine Production durch Vulcane hin. Die Folgerungen bringen natürlich ganz verschiedene Resultate. Ist das Erstere der Fall, so ist der Reichthum dieses edlen Metalles fortbestehend und wird später in Minen bearbeitet werden; ist aber das Letztere der Fall, so ist der Goldreichthum vorübergehend, und wiewohl groß, wird er doch in einer künftigen Periode erschöpft werden. — Statt dieser Untersuchungen wollen wir Etwas über das Reinigen des Goldes durch Auflösen beifügen.

Die eigentlichen und meist angewendeten Goldauflösungen sind Quecksilber, Königswasser, Chlorwasser, Selensäure, ein Gemisch von Bromwasserstoffsäure und Salpetersäure, oder Chromsäure mit Salzsäure. Die praktischsten Methoden, Gold aufzulösen, sind, solches in Quecksilber oder in Königswasser zu bringen, welche beide die Auflösung desselben schon in der Kälte, jedoch leichter in der Wärme und immer um so leichter bewirken, je feiner zertheilt oder in je dünnern Blättchen

das Gold hineingebracht wird. Das Königswasser wirkt selbst sehr verdünnt auf das Gold.

1) **Auflösung in Quecksilber.** Aus dieser läßt sich das Gold in fein zertheiltem Zustande wieder erhalten, wenn man das Quecksilber durch Hitze verjagt oder durch Salpetersäure auflöst.

2) **Die Auflösung in Königswasser** ist stets zu verstehen, wenn von Goldauflösung schlechthin die Rede ist. Um sie zu bewerkstelligen, hat man etwa das Vierfache vom Gewicht des Goldes an Königswasser nöthig. Dem Golde beigemischtes Silber bleibt dabei unaufgelöst (als Chlorsilber) zurück; Kupfer aber löst sich mit auf. Das Gold ist in der Auflösung als Chlorid vorhanden. Immer aber hat die gewöhnliche Goldauflösung einen Ueberschuß von Säure, der aber durch Erhitzen verjagt werden kann. Um eine ganz neutrale Goldauflösung zu erhalten, was zu manchen Zwecken nöthig sein kann, dampfe man die saure Goldauflösung so weit ab, bis sich eine dicke, crystallisirte Salzhaut bildet und beim Neigen des Gefäßes auf die Seite nur noch wenig von der rothen Auflösung unter der Salzhaut hervorquillt, lasse die Masse jetzt erkalten, wobei sie durch und durch fest wird, löse sie nun in Wasser auf und filtrire diese Auflösung, wobei ein geringer Antheil metallisches Gold als ein anfänglich schwarzes, nach einiger Zeit aber Goldfarbe annehmendes

Pulver zurückbleibt. Die saure, wie die neutrale Goldauflösung muß man sorgfältig vor Berührung mit fremdartigen, insbesondere organischen Körpern, zweckmäßig auch vor dem Lichte schützen, wenn nicht ein Antheil des Goldes daraus niederfallen soll. Sie färbt alle thierischen und pflanzlichen Körper purpurn, und die Flecke, die sie auf der Haut hervorgebracht, verschwinden erst mit Erneuerung der Oberhaut. Durch Abdampfen der Auflösung bleibt das Gold in Verbindung mit Chlor (als Goldchlorid, sonst salzsaures Goldoxyd) zurück. Aether entzieht beim Schütteln mit der Auflösung derselben ihren ganzen Gehalt an Gold oder vielmehr Goldchlorid und schwimmt als goldgelbe Flüssigkeit (ehemals Aurum potabile genannt) über der Säure auf; durch Verdunsten, oder im Sonnenlichte, mit der Zeit von selbst, setzt er aber das Gold in metallischer Form ab. Eisen in diesen goldhaltenden Aether gebracht, wird dadurch vergoldet. Zink, Eisen, Wismuth, Kupfer, Quecksilber, schwefelige Säure, Phosphor, Eisenvitriol schlagen aus der Goldauflösung (in Königswasser) das Gold in metallischem, feinzertheiltem Zustande nieder, auch, doch meist nur am Sonnenlichte oder in der Siedhitze: Kohle, Alkohol, Aether, fette und ätherische Oele, Kleesäure und die meisten organischen Substanzen überhaupt. Am häufigsten bedient man sich zur Niederschla-

gung des Goldes aus Goldauflösung des Eisenvitriols, der hierzu möglichst frisch (nicht oxydirt) sein muß. Will man aber der vollständigen Niederschlagung des Goldes ganz sicher sein, so muß man vor dem Zusatze des Eisenvitriols die Auflösung so weit abdampfen, daß alle Salpetersäure verjagt ist und Chlor anfängt sich zu entwickeln, dann sie mit Wasser verdünnen und nun erst den Eisenvitriol zusetzen. Sollte schon beim Abdampfen sich Gold auszuscheiden anfangen, so schadet dieses nichts. Das Gold wird durch den Eisenvitriol als brauner Staub, zum Theil auch goldglänzend gefällt. Zur Entfernung aller Spuren von anhängendem Eisen wäscht man es noch mit Wasser, digerirt es dann mit schwacher Salzsäure, wäscht es endlich wieder vollkommen mit Wasser aus und glüht es. Um es in zusammenhängender Form zu erhalten, kann man es dann noch mit Borax und etwas Salpeter zusammenschmelzen. In vielen Fällen kann man sich auch der Kleesäure oder eines kleesauren Salzes zur Niederschlagung des Goldes bedienen. Wendet man eine Auflösung von reiner Kleesäure an, so wird das Gold zwar langsam, aber vollständig in feinen gelben Blättchen niedergeschlagen, wofern man sie nur hinreichend lange (ungefähr 48 Stunden) mit der Goldauflösung warm stellt. Will man ein kleesaures Salz anwenden, so ist auch hier vorherige

Verjagung der freien Salpetersäure räthlich. Sowohl Eisenvitriol als Kleesäure und kleesaure Salze schlagen das Gold selbst dann in reinem Zustande nieder, wenn die Auflösung Kupfer oder andere Metalle (ausgenommen Platin, welches mit niederfallen würde) enthält. Wenn die Goldauflösung blos Gold und kein anderes Metall enthält, so kann man auch das Gold durch Eindampfen derselben und Glühen der trocknen Masse erhalten; es bleibt aber dann auf der ganzen Oberfläche des Gefäßes ausgebreitet und läßt sich weit schwerer sammeln, als wenn es durch Niederschlagung erhalten wird.

Das Vorhandensein von Silber-, Zinn-, Blei- und Eisenadern hat sich ebenfalls schon erwiesen.

So ist also Neu-Californien, wenn nicht das metallreichste, so doch eines der metallreichsten Länder der Erde.

Die Bewohner.

Die Eingebornen sind natürlicher Weise Glieder der großen amerikanischen Völkerfamilie, sie sind **Indianer**. Die ersten Einwanderungen bestanden wie im übrigen Mexiko, so auch hier, aus Spaniern, deren Nachgeborne **Creolen** genannt werden. Mischungsheirathen mit Indian-

nern und Negern (letztere aber in ganz Meriko selten) bewirkten die Mischlinge der Mestizen und Mulatten.

In Neu-Californien sind eigentlich außer den Indianern, Creolen und Mestizen nur noch einige Eingewanderte Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner ansäßig.

Der Creole ist im Allgemeinen mittlerer Statur, ziemlich gut gebaut und von angenehmen freundlichen Gesichtszügen; überdies sind die Creolen in Neu-Californien ein kräftiger und biederer Menschenschlag, im Durchschnitt nicht so bösartig, als die Creolen des eigentlichen Meriko's. Das blitzende, durchdringende Auge ist schwarz, eben so das Haupthaar und der volle, starke Bart. Die Männer sind gewöhnlich hager; Wohlbeleibtheit, selbst Fülle ist nicht häufig. Bei den meisten bemerkt man eine etwas platte, eingebogene Brust, und, vielleicht in Folge dessen, einen etwas gekrümmten Rücken. Die Frauen sind größtentheils klein und zierlich, aber keineswegs ohne Ueppigkeit gebaut. Neigung zum Embonpoint ist bei ihnen weniger häufig, als bei den Mestizinnen der südlichen Theile Meriko's. Zierliches Ebenmaß des Wuchses, äußerst kleine, niedliche Hände und Füße, sehr schönes, langes und glänzendes, rabenschwarzes Haar, schwarze, feurige Augen, und schöne, elfenbeinweiße Zähne

zeichnen sie vortheilhaft aus. Blondes Haar ist sehr selten, und gilt, wie das eben so seltne rothe, für eine große Schönheit. Die Hautfarbe ist so weiß, aber gemeinhin auch so unbelebt, wie die des gebleichten Wachses. Der Gang der Creolin ist langsam, nicht tanzend wie der der Französin, nicht schleifend wie der der Engländerin und Nordamerikanerin, sondern leicht, schwebend, graziös und voller Grandezza, eben so schwer zu beschreiben, als nachzuahmen. Nur in Spanien mag man Aehnliches finden, und gewiß mit vollem Rechte hat man behauptet, daß unter allen Frauen nur die Spanierinnen und spanischen Creolinnen zu gehen verstehen. Dessen ungeachtet muß denjenigen Reisenden widersprochen werden, die da behauptet haben, daß die Schönheit der Creolinnen die aller andern Frauen übertreffe. Es ist zwar wahr, daß ihre ungemein zierliche Figur, die unbegreiflich kleinen Hände und Füße, das rabendunkle Haar, der durchsichtige Teint, das lebhafte, offene Wesen, sie oft sehr anziehend machen, namentlich wenn das schwarze, beredte Auge unter der, das Gesicht reizend umdunkelnden Mantilla sengende Strahlen südlichen Feuers hervorblitzen läßt*); — schön aber, im eigentlichen Sinne des Worts, sind sie nicht durchweg zu heißen. Ihre

*) Unsere Soldaten in Mexiko haben dies wohl erfahren und wissen meist recht viel davon zu erzählen.

Züge sind selten regelmäßig, Wangen und Lippen zu wenig gefärbt. Frauen mittleren und höheren Alters sind im Ganzen auffallend häßlich, was durch vernachlässigte Toilette noch mehr hervorgehoben zu werden pflegt.

Bildung ist selten und Künste und Wissenschaften sind in Neu-Californien fast unbekannt; doch fehlen dem Creolen weder Geistesanlagen noch Lust sich auszubilden. Was ihm an Bildung abgeht, ersetzt ihm seine Klugheit und Verschlagenheit, sein heller Verstand, sein gewandter Geist und eine leichte Auffassungsgabe. Ueberdies ist er brav, tapfer, unternehmend, gastfrei im höchsten Grade, höflich, warmherzig wo man ihm mit Freundlichkeit entgegenkommt. Dagegen ist er aber meist unwissend, bigott, abergläubisch, unenergisch, genußsüchtig, träge, verweichlicht, eifersüchtig und habsüchtig.

Die Indianer, schon gleichsam von Natur zum Getrenntsein geschaffen, treten auch hier in zahlreichen sich sowohl in Sprache als Kleidung und Sitten streng von einander unterscheidenden Völkerstämmen auf. So leben um den Hafen Monterey die Rumsen oder Rumsien, die Escelen oder Elsen, die Ecelemaches u. Achastlies, welche ganz von einander verschiedene Sprachen reden; um die Bay von San Francisco die Matalanes, Salses und Quirotes, deren

Sprachen eine gemeinsame Quelle haben. Außer diesen angeführten giebt es noch eine große Menge Völkerschaften im Innern, und zwischen San Diego und San Francisco rechnet man allein 17 verschiedene Stämme.

Trotz dieser bedeutenden Verschiedenheit herrscht doch unter allen Eingebornen des westlichen Continents ein ziemlich gleicher Typus, der ihre Verwandtschaft unter einander beurkundet. Die Indianer Neu-Californien's haben, wie, mit wenigen Ausnahmen, alle Urvölker der neuen Welt, eine kupferrothe, mehr oder minder in's schwärzlichbraune spielende Hautfarbe, glattes, schwarzes, grobes, sehr glänzendes Haar, hervortretende Backenknochen, langgespaltne, mit dem äußern Winkel unmerklich gegen die Schläfe emporgezogene, meist schwarze und sehr scharfsichtige Augen, breite, flache Lippen und größtentheils etwas stumpfe, aber ausgebildete und keineswegs übelgeformte Nasen. Der Kopf ist eckig, die Ohren groß, die Stirn niedrig und weit in das Gesicht hinab behaart, die Augenbraunen hervorragend, mit gut ausgedrückten Bogen, das Gesicht etwas breit, ohne platt zu sein, die Züge, im Profil gesehen, tief ausgemeißelt. Die Gesichtslinie ist stark nach hinten geneigt, Stirn und Nasenbein stark zurückgedrängt, stärker, als bei den Mongolen, wenn auch weniger, als bei den Negern. Das

Hinterhauptbein ist weniger gewölbt, die mit dem kleinen Gehirn correspondirenden Hervorragungen sind weniger merklich, die Backenknochen gerundeter, die Augenhöhlen tiefer und die Arme der Unterkinnlade weniger weit auseinanderstehend, als bei den Ersteren. Die Hirnschale ist gewöhnlich leicht. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen dunkler, der Bart, besonders bei einigen Stämmen im innern Theile des Landes, stärker, als bei den Bewohnern heißer Landstriche des amerikanischen Süden; doch steht er ungleich, in Büscheln, sproßt nur am Kinn und auf der Oberlippe, selten oder nie an den Backen hervor, und pflegt sich gewöhnlich erst im spätern Alter stärker zu zeigen. Die Einwirkung der Sonnenhitze auf die Hautfarbe ist nicht so mächtig und sichtbar beim Indianer, als sie die Hautfarbe der caucasischen Race ändert und schwärzt. Braun ist überall die herrschende Farbe. Die Sammetweiche der Haut haben die Kupferfarbenen mit den Negern gemein, so wie die Schönheit der glänzend weißen, starken, scharfen und dicht gereiheten Zähne. Der Körperbau ist bei den meisten Stämmen groß, dabei gedrungen, stämmig, muskulös und in guten Verhältnissen. Mißgestalt irgend einer Art ist äußerst selten, und man trifft unter den reinen Indianern nie einen Krüppel an. Mehre Stämme des Innern zeichnen sich auch durch hohen und

schlanken Wuchs aus. Die Brust ist hochgewölbt und breit, Schenkel und Wade voll und wohlgerundet. Die Kniee stehen auf der innern Seite ein wenig auseinander, die Füße werden beim Gehen etwas einwärts gesetzt. Diese und die Hände sind bei einigen Stämmen groß, bei andern klein, und dann, besonders bei den Frauen, von sehr zierlicher Form. Das Fleisch, zumal jüngerer Leute, ist bei den Kupferfarbenen härter, als gewöhnlich bei den Weißen. Die Brüste jüngerer Frauenzimmer sind gewöhnlich äußerst fett und straff abstehend, aber spitzer, weniger voll und nicht so schön gerundet, als bei den Europäerinnen; auch sieht man bei ihnen nicht selten schlanke Taillen, obgleich sie von keiner Schnürbrust wissen.

Die Indianer, besonders die, welche schon seit Jahrhunderten das friedliche Leben ansäßiger Bürger geführt haben, besitzen im Allgemeinen keine ausgezeichnete Muskelkraft, wenigstens findet sich diese bei ihnen gemeinhin nur in den Körpertheilen, welche sie von früher Jugend an durch Anstrengung geübt haben. So sind sie, und mehr noch im eigentlichen Mexiko, gute Lastträger, besonders aber gute Fußgänger, und die Schnelligkeit, mit der sie sich, oft mit bedeutenden Lasten auf dem Rücken, in einer Art von kurzem Hundetrab fortbewegen, ist bewundernswürdig. In den Gemden des südlichern Theils von Neu-Califor-

nien und in Mexiko dienen häufig reine Indigner als sogenannte Tenateros — Leute, welche in steifen Kübeln von ungegerbten Kuhhäuten die gewonnenen Erze aus den Gruben, von diesen zu den Hüttenwerken ꝛc. tragen — und man sieht sie häufig 6 Stunden lang ein Gewicht von 225 bis 350 Pfund auf dem Rücken von einer Stelle zur andern tragen, und zwar gewöhnlich steile Anhöhen hinab oder hinan, ja sogar aus den Grubenschachten heraus, wobei sie die hohen Leitern aus sägenförmig eingegerbten und schräg gestellten Baumstämmen hinanklimmen müssen, und einer hohen Temperatur ausgesetzt sind. Kinder von 12 Jahren sieht man in den Gruben schon Lasten von 100 Pfund Gewicht tragen, und die Arbeit der Tenateros gilt nur dann für ungesund, wenn sie mehr als drei Tage wöchentlich fortgesetzt wird. Eben so bedeutend sind die Lasten von Feld- und Garten-Erzeugnissen, welche die Indianer oft aus bedeutender Entfernung auf ihrem Rücken zum Markte schleppen. Männer und Frauen sind darin gleich, und man kann zuweilen Frauen begegnen, welche, eine gute Last Baumfrüchte auf dem Rücken, den Säugling vor der Brust festgebunden, rüstig daher schreiten und mit den beiden freien Händen noch einen Bastkorb flechten, zu dem sie das leichte Material oben auf dem Fruchtbündel mit sich führen.

Der Körper des Indianers ist vielen der Gebrechen und Schwachheiten nicht unterworfen, welche den verweichlichten Weißen zu plagen pflegen. Er verträgt ohne besondern Nachtheil einen häufigen und raschen Wechsel der Temperatur. Seine dickere, weniger empfindliche Haut läßt ihn Hitze wie Kälte und alles Ungemach des Wetters, ohne daß er viel durch Kleidung dagegen geschützt wäre, mit großer Leichtigkeit ertragen. Rheumatismen, Erkältung, Zahnschmerzen sind dem reinen Indianer fast unbekannte Uebel. Sowohl die Stämme, welche schon lange vor der Herrschaft der Europäer zu einem, zum Theil hohen Grade der Sittigung gelangt waren, als auch die, welche später erst durch die Bemühungen christlicher Missionäre dem unstäten Nomadenleben entzogen und zu friedlichen Ackerbauern herangebildet worden, gelangen gewöhnlich zu ziemlich hohem Alter, und in gemäßigten Gegenden (wie Neu-Californien) sind 100jährige Leute, zumal Frauen, nicht selten. Gewöhnt an eine äußerst einfache Lebensweise und an eine gleichförmige, fast ausschließlich vegetabilische Nahrung, würden die Indianer noch weit allgemeiner ein so hohes Alter erreichen, wenn nicht allzu häufig das Laster der Trunkenheit ihre Körperkräfte untergrübe. Sie behaupten lange ein jugendliches Ansehen; ihre Haut runzelt weniger leicht, als die der Weißen, und ihr

Haar ergraut nicht so früh, obwohl es falsch ist, daß sie nie graue Haare bekämen. Das Alter der Indianer ist gewöhnlich ein glückliches, denn sie pflegen ihre Körperkräfte bis zum Tode ungeschwächt zu behalten.

Die Lebensweise des Indianers ist in der Regel sehr einfach und er bedarf sehr wenig zur Ernährung seiner Familie. Ihre Hauptnahrung ist Mais und Früchte. Aus dem Mais verstanden die Indianer schon vor der Eroberung eine Menge zuckriger, säuerlicher und geistiger Getränke zu bereiten; allein damals war der Genuß derselben nur den Vornehmen erlaubt. Jetzt aber ist das ehemalige Vorrecht des indischen Adels, sich zu berauschen, ein Gemeingut geworden, und Trunkenheit, besonders gewöhnlich unter den Indianern, welche im südlichern Theil die Genüsse der Civilisation mit den Getränken der Europäer kennen gelernt haben, ist ein verheerendes Laster — eine wahre Vertilgungsseuche unter den Söhnen der Urwälder. „Estámos un poco alégres". — wir sind ein wenig lustig — ist die Phrase, mit welcher die Berauschten ihren Zustand anzudeuten pflegen, dessen sie keineswegs glauben sich schämen zu müssen. Sie halten vielmehr bei allen feierlichen Gelegenheiten diesen Zustand für den Culminationspunkt alles Vergnügens, vielleicht weil er sie auf Augenblicke des Druckes vergessen läßt,

unter welchem sie von ihren spanischen Zwingherren gehalten werden. Uebrigens ist Trunkenheit nicht immer straflos. Häufig werden die Trunkenen in den Straßen der Dörfer und Städte aufgegriffen, und müssen dann, mit den Füßen in den Block — Cépo — gespannt, ihren Rausch auf dem harten Boden eines Gefängnisses ausschlafen, auch wohl einen oder mehrere Tage beim Reinigen der Straßen, oder bei sonstigen öffentlichen Arbeiten Straffrohnen verrichten.

Eben so einfach als seine Lebensweise ist auch die Kleidung des Indianers. Zwar ist diese in verschiedenen Gegenden und bei den verschiedenen Stämmen in der Form etwas abweichend, aber die Stoffe sind im Allgemeinen stets dieselben, hauptsächlich Baumwolle und Leder, und meistens eigenes Fabrikat der Träger. Das Hemd, wo ein solches vorhanden ist, besteht aus selbstgewebtem, grobem Baumwollenzeuge. Die Männer tragen weite, kaum bis zur Mitte der Wade hinabreichende, um den Gürtel festgebunde, weißbaumwollene Beinkleider. Zuweilen werden diese durch andere von wildlederartig zubereitetem, braunem Ziegenleder ersetzt, welche enger, aber ebenfalls kurz und bis nahe unter das Knie an der äußern Seite des Beines aufgeschlitzt sind. Gewöhnlich sind sie unten bogenförmig ausgeschnitten, so daß sie am Schlitze zwei kurze Spitzen bilden. Mit

unter, besonders an Festtagen, tragen wohlhabendere Indianer auch diese ledernen Beinkleider über den baumwollenen. Beide werden mit einem drei Zoll breiten baumwollenen Gürtel über den Hüften festgebunden. Bei manchen Stämmen bedeckt den Oberleib nur das Hemd, oder in Ermangelung desselben, zuweilen auch noch über demselben, ein kurzer nicht völlig bis zum Nabel reichender Kittel von braunem Ziegenleder oder Kattun.

Die Kleidung der Indianerinnen scheint in vielen Gegenden seit Moteuczoma's Zeiten eine noch geringere Veränderung erlitten zu haben, als die der Männer. Die Füße bleiben entweder nackt, oder sie sind mit Sandalen gleich denen der Männer bekleidet. Das Haar tragen die indischen Frauen mancher Gegenden lang und frei im Nacken herabhängend, während andre es in zwei Zöpfe flechten, welche, im Rücken kreuzweise gelegt, mit ihren Enden hinten am Gürtel befestigt werden. Rosenkränze, Crucifixe, Kreuze und Marienbilde werden häufig bei ihnen gesehen und bilden einen Hauptschmuck der Frauen.

Die Wohnungen der Indianer sind je nach der größeren oder geringeren Wärme des Clima's verschieden. In den Küstengegenden in tiefen und heißen Thälern ähmeln die Hütten aus indischem Rohr (Carizo) ungeheuren Vogelbauern. Die Rohrstäbe werden so dicht an einander als möglich

in den Boden gesteckt, so daß sie etwa 8 Fuß aus demselben hervorragen. In der Mitte dieser Höhe und oben sind stärkere Rohrstäbe mittels der Fasern der Agave, oder auch mittels Riemen aus gegerbter Ochsenhaut horizontal an den aufrechten heraufgebunden. Noch stärkere Rohrstämme bilden die Sparren, andere, schwächere die Latten des Daches, auf welchen dann die Bedeckung aus Palmblättern, Gras oder den Blättern der Agave ruht, welche letztere fast wie Hohlziegel aufgelegt werden. Im Innern sind die Wände der Hütte zuweilen mit Matten bekleidet. Die Eingangsthür besteht ebenfalls aus zusammengebundenen Rohrstäben, Hespen und Schloß aus Lederriemen. Fenster sind natürlich ganz unnöthig, da durch die Zwischenräume der Rohrstäbe und durch die beständig offenstehende Thür Licht genug einfällt. Zuweilen sind diese Hütten statt des Rohres auch von Stangen errichtet. In anderen Gegenden bestehen sie aus einem Flechtwerk von Stangen und Aesten (Stackwerk), welches zu beiden Seiten mit Lehm überzogen ist. Da, wo das Clima wärmere Wohnungen nöthig macht, und Holz häufig ist, gleichen diese häufig sehr den Häusern in einigen Theilen Schwedens, besonders Dalekarliens, oder der Alpen. Sie bestehen aus ganz unbehauenen, oder doch nur roh bearbeiteten Baumstämmen, der Länge nach auf einander gelegt und roh

verbunden. Die Dächer bestehen aus gespaltenen Brettern, welche durch große Steine in ihrer Lage festgehalten werden, zuweilen auch aus Spanschindeln. Um diese zu befestigen, dienen Latten über jede Schindelreihe gelegt, und mit hölzernen Nägeln auf die Sparren und die unter den Schindeln liegenden Dachlatten genagelt, so daß die Schindeln zwischen beiden Latten festsitzen. Der theuren eisernen Nägel bedient sich der Indianer nur selten bei seinen Wohnungen.

Die innere Einrichtung und Ausschmükkung der Indianerwohnungen ist eben so einfach, als ihr Bau. Gewöhnlich ist nur ein einziger Raum vorhanden, welcher der ganzen Familie als Wohn- und Schlafzimmer dient, zuweilen aber ist das Innere durch eine einfache Wand, oft nur aus Matten gebildet, in zwei Räume abgetheilt. Mehr als zwei Räume in einer gewöhnlichen Indianerhütte werden selten angetroffen. Die Küche pflegt sich in einer abgesonderten kleinern Hütte zu befinden, und dient sehr oft einigen der jüngeren Erwachsenen, zumal männlichen Gliedern der Familie, als Schlafstätte. Einige am Boden im Viereck zusammengestellte Steine dienen statt des Heerdes. Fast in jeder Indianerfamilie wird man einen Hausaltar antreffen, einen an die Wand gestellten Tisch, über welchem irgend eine gemalte Abbil-

dung der vielen verschieden benannten Marien der katholischen Kirche, seltener ein Christusbild oder das eines andern Heiligen aufgehangen ist. Um dies Hauptbild her pflegt die Wand mit einer größeren oder geringeren Zahl von Heiligenbildern jeder Art und Gestalt, in Oel gemalt, oder in Kupferstich, Holzschnitt zc., oft entsetzliche Fratzen, und mit Kreuzen und Kreuzchen aus allerlei Stoffen, bedeckt zu sein. Der Tisch selbst ist mit einer Matte oder einem baumwollenen Laken bedeckt, und es prangen auf ihm in irdenen Töpfen Sträuße der schönsten tropischen Blumen. Das dünne Talglicht, mit welchem der Indianer Abends seine Hütte erhellt, wird ebenfalls auf irdenem Leichter auf diesen Altar gestellt, und so gleichsam dem Heiligen geweiht. Dies geschieht jedoch zumeist nur an Festtagsabenden. An den Abenden gewöhnlicher Werktage pflegt sich der Indianer mit dem Lichte seines Küchenfeuers zu begnügen, was für die wenigen Arbeiten völlig ausreicht, die er etwa Abends verrichten möchte. Ein schwerer, plumper Tisch und eine dergleichen Bank, oder ein Paar ähnliche Stühle können häufig schon als Beweis einiger Wohlhabenheit bei den Indianern angesehen werden. Dazu gesellt sich gewöhnlich noch eine Truhe zur Aufbewahrung besserer Kleidungsstücke, und etwa eine hölzerne Pritsche, mit einer Matte belegt, zum Schlafen. Sehr oft

aber mangelt eine solche besondere Schlafstätte ganz, und die Indianer breiten nur Matten am Boden aus, auf welchen sie sich ganz in einen Knäul zusammengezogen, fast völlig bekleidet und in ihre Decke gewickelt, schlafen legen. Hie und da, besonders in wärmeren Gegenden, wird die Pritsche durch ein Geflecht von Rohrstäben ersetzt, welches auf in die Erde gerammten Pfählen ruht.

Kaum dürfte es möglich sein, über den wahren Charakter und die intellectuellen Fähigkeiten der Indianer zu einer Zeit abzuurtheilen, zu welcher er nur kaum erst zur Hälfte seine Menschenrechte wieder erhalten, und noch sehr wenige Gelegenheit gefunden hat, seine Geisteskräfte selbstständig auszubilden. Wenn auch der bürgerliche Druck größtentheils verschwunden ist, unter welchem Spanier und Creolen vor der Revolution *) die Kupferfarbenen, wie die farbigen Massen überhaupt hielten, so ist doch die Emancipation derselben bis jetzt fast nur dem Namen nach geschehen. Der hierarchische Druck hat sich noch um gar nichts vermindert, und die Geistlichkeit, zumal die niedern Weltgeistlichen und die Mönche, welche auf die Indianer den größten Einfluß haben, finden ihre Rechnung dabei, die geistige Entwickelung derselben, wenn nicht gera-

*) Die mexikanische ist hier gemeint.

dazu zu hindern, doch auch nicht zu fördern. Nur die Zeit kann lehren, welche Vortheile den Indianern demnächst aus der neuen Ordnung der Dinge erwachsen werden. Bis jetzt ist von Schritten der Besserung in ihren Zuständen nichts zu merken.

Schmerzliches Bedauern ergreift das Herz des forschenden Menschenfreundes, wenn er die heutigen Indianer der mexikanischen Ländergebiete in ihrem verzweiflungsähnlichen Zustande mit ihren Vorfahren vor der Eroberung und in ihrem, im Ganzen höchst glücklichen Zustande vergleicht. Nicht allein lebten sie in geordneten Vereinen, nicht allein besaßen sie geregelte und gut besorgte Regierungen, sondern Künste und Wissenschaften standen auch auf einem gewissen Grade der Vollkommenheit, und blühten, der Zukunft schöne Früchte versprechend. Und wie ist es jetzt? Fast als Null müssen sie gegenwärtig für die Gebiete des Wissens angesehen und geschätzt werden. Weniger als Kinder sind sie für die Künste. Und woher eine solch' schreckliche Umwandlung? Wurden diese Verhältnisse durch einen bösen Geist umgezaubert, oder was vermochte das zu thun, was spätere Jahrhunderte schaudern machen und uns mit Gram erfüllen muß? Doch fragen wir darüber die Geschichte, sie wird uns Aufschluß geben, und bald werden wir auf der Stelle uns finden, wo tiefe Scham uns erröthen macht, wo schwere

Schuld uns niederdrückt. Des Indianers geistige Mörder waren die Spanier, das damals gebildetste und frömmste Volk. Und unter diesen war es wiederum diejenige Klasse, welche sich als die Beglücker der Völker, als Diener Gottes ausgiebt; — es waren die Pfaffen und ihr Anhang, die durch ihr lichtscheues Treiben, durch ihren Fanatismus nicht weniger, als durch ihre Dummheit und Unwissenheit des Volkes schwererrungene Schätze zerstörten und im wildesten Bekehrungs- und Seligmachungseifer die Blüthe des Volkes kaltblütig hinmordeten. Die goldgierigen Krieger unter Cortez waren eine Seuche, die Priester der Christusreligion aber waren eine Pest für das Land. Auf der Stirne trugen sie das Zeichen der Liebe, auf der Zunge saß Frömmigkeit, aber im Herzen nistete der schwärzeste Vertilgungshaß, der sich in den scheußlichsten Handlungen Luft zu machen wußte. Wehe ihnen am Tage des Gerichts! Die Geister der Tausenden unschuldig Hingemordeten werden über sie fallen und das Blut der zu Tode gemarterten Leiber wird ihnen als bleibender Schandfleck ankleben! Fluch dem ersten Bischof von Mexiko, dem Fray Juan de Zumarraga! Politisch und geistig suchte man sie zu vernichten und Sclavenbildung war das Ziel alles Strebens der blutdurstigen Priester und der goldgierigen Krieger.

Dies trug daher noch mehr dazu bei, daß der heutige mexikanische (und so auch der californische) Indianer im Allgemeinen ernsthaft und schweigsam ist, so lange nicht Musik und berauschendes Getränk seine Lebensgeister aufregt, und ihn lustig und redselig macht. Man bemerkt dies ernsthafte Wesen schon an den Kindern, welche in einem Alter von 5—6 Jahren verständiger erscheinen, als nordeuropäische in einem Alter von 9–10. Aber dieser Schein von Gesetztheit ist keineswegs Folge einer rascheren Entwickelung des Geistes, und der Anblick dieser trübsinnigen, aller kindlichen Fröhlichkeit und Zutraulichkeit ermangelnden Jugend hat nichts Erfreuliches. Ernsthaftigkeit und Verschlossenheit scheinen wesentliche Grundzüge des Charakters der Indianer zu sein, und man kann, glaube ich, nicht annehmen, daß nur der lange Druck, welcher auf jenen Indianerstämmen, sowohl früher unter ihren einheimischen, als später unter den spanischen Herrschern lastete, diese Eigenschaften ihnen mitgetheilt habe, da man sie durch ganz Amerika fast überall bei den Eingebornen wiederfindet, auch wo diese niemals irgend eine Beschränkung ihrer politischen Freiheit erlitten haben. Eher dürfte die Störrigkeit und der Eigensinn, welche einen auffallenden Zug im Charakter der heutigen Indianer ausmachen, durch jene Ursachen hineingelegt worden sein. Es ist

fast unmöglich, den Indianer zu irgend Etwas zu bewegen, was er sich vorgenommen hat, nicht zu thun. Heftigkeit, Drohungen, selbst körperliche Züchtigung helfen eben so wenig, als das Anbieten von Gold oder Belohnungen; eher noch helfen Ueberredung, Bitten und Schmeichelei. Der dortige Indianer liebt es, seinen gleichgültigsten Handlungen ein geheimnißvolles und wichtiges Ansehen zu geben. Regt ein bedeutendes Interesse ihn auf, so bricht er sein gewöhnliches Schweigen, und redet dann wohl mit Nachdruck, aber nie mit Feuer. Witz ist bei ihm eben so selten, als Scherz und lautes Lachen, und niemals, selbst wenn er durch den Genuß geistiger Getränke aufgeregt war, habe ich (schreibt Mühlenpfordt) einen Indianer so recht von Herzen lachen hören. Seine ungemeine Charakterstärke läßt ihn seine Leidenschaften, seinen Zorn, seine Rachbegierde lange tief in sich verschließen. Kein Zug verräth äußerlich das im Innern tobende Feuer, bis es plötzlich mit fürchterlicher, zügelloser Gewalt hervorbricht. In diesem Zustande ist der Indianer geneigt, die größten Grausamkeiten, die scheußlichsten Verbrechen zu verüben. Sie wissen recht wohl, was sie früher gewesen, und daß die Creolen, denen es beliebt, sich Amerikaner zu heißen, doch nur die Söhne derer sind, die sie gewaltmäßiger Weise aus ihrem Besitzthum vertrieben und unterdrückt haben; —

und oft hört man sie im betrunknen Zustande, wenn sie redselig zu werden pflegen, äußern, daß eigentlich nur sie die Herren des Landes seien und daß alle Andern nur fremde Eindringlinge wären, die zu verjagen sie von Natur das Recht hätten ꝛc.

Man macht den Indianern häufig den Vorwurf eines großen Hanges zur Unthätigkeit und Trägheit, und behauptet sogar, daß dieser Hang in ihrer innersten Natur begründet sei, einen integrirenden Theil ihres ganzen Wesens ausmache. Wir können jedoch einer Meinung keineswegs beipflichten, welche uns nur auf ziemlich oberflächlichen Beobachtungen zu beruhen scheint. Waren es nicht die Indianer, welche während der letzten drei Jahrhunderte immer und allenthalben die Arbeiter, die Diener, ja die Lastthiere der hochmüthigen weißen Eindringlinge sein mußten? Waren es nicht ihre Kräfte, ihre Thätigkeit, die der spanischen Regierung und den Hunderten und aber Hunderten spanischer Abentheurer, welche „pour chercher leur fortune" in Schaaren nach Meriko zogen, jene Reichthümer erwerben halfen, welche die Welt in Erstaunen setzten, und in deren Folge Leute der niedrigsten Klasse zu Rang und Titel von Baronen und Grafen gelangten? Und welche riesenhaften Bauten, welche bewundernswerthen Kunstwerke haben sie vor der Zeit der spanischen Invasion ausgeführt! — Wie regsam erscheint

ihre damalige Thätigkeit, in welcher Blüthe standen damals bei ihnen Ackerbau, Handel, manche Gewerbe, selbst manche Wissenschaften! Selbst jetzt noch sind die Indianer die eigentliche Arbeiterklasse dieser Länder.

Schon Herr v. Humboldt hat bemerkt, daß das Talent der Nachahmung das größte des Indianers sei, und es ist nicht zu läugnen, daß dies Talent allerdings bei den heutigen, gesittigten Aboriginen Meriko's am auffallendsten hervortritt. Vielleicht dürften sie von den Chinesen darin kaum übertroffen werden. Zum Zeichner geboren, wird es dem Indianer nicht schwer, die schwierigsten Stücke nachzumachen.

Es kann allen Resultaten genauerer Forschungen nach kein Zweifel mehr herrschen, daß die Indianer intellectuell nicht gebildet werden können. Und es wird eine Zeit kommen, wo auch diese Völker eine Stelle unter den gesitteten Nationen einnehmen und behaupten werden.

Wie alle Völker, welche lange unter bürgerlichem und kirchlichem Drucke geschmachtet haben, hängen auch die merikanischen Indigenen halsstarrig an ihren alten Sitten, Meinungen und Gewohnheiten. Schon an sich Feinde jeder Neuerung, haben noch häufig trübe Erfahrungen sie mißtrauisch gemacht, und es hält sehr schwer, sie von der Nützlichkeit irgend einer neuen Einrichtung zu

Für ihre Kinder hegen die Indianer eine große Liebe und behandeln sie stets mit großer, wohl auch zu großer Milde und Nachsicht. Gleich den Frauen der Birmanen säugen auch die Indianerinnen ihre Kinder — wenn nicht jüngere zu rasch folgen — häufig zwei Jahre und darüber. Merkwürdiger Weise verlieren die indianischen Frauen bis in ihr höchstes Alter die Milch nie ganz und können stets als Säugammen Dienste leisten.

Das Transportmittel, um ihre Früchte und Erzeugnisse zu Markte zu bringen, ist selten ein anderes, als ihr eigner Rücken, welcher ungeheure Lasten zu laden vermag.

Außerdem haben sie eine große Vorliebe für Blumen und Dampfbäder.

Das Christenthum ist bei ihnen todte Sache, Formel und Ceremonienwesen, das sich blos an die Stelle eines abgöttischen, zum Theil blutigen Cultus setzte. Das innere Wesen des Christenthums mußte dem Indianer fremd bleiben, der nicht durch überzeugende Belehrung von einer Religion zur andern übergeführt, sondern durch Ueberredung, List und selbst Zwang genöthigt ward, seine eigenen alten gottesdienstlichen Feiergebräuche aufzugeben, und dafür die seiner Sieger anzunehmen. Und Redensarten, wie: „Wir haben drei sehr gute, brave, spanische Götter, aber man hätte uns immerhin auch einige von

denen unsrer Vorfahren lassen können", zeigen hinlänglich, wie wenig die Kupferfarbenen Geist und Begriff des Christenthums aufgefaßt haben.

An eine reiche Anzahl Gebräuche gewöhnt, fanden sie sich bald in die, welche der daran so überreiche katholische Ritus ihnen vorschrieb.

Wie die Indianer gelehrt worden, die christliche Religion aufzufassen, und welche Früchte sie ihnen bis jetzt getragen, mag vielleicht am besten durch folgende kurze Schilderung der Art dargethan werden, wie sie gewisse christliche Gebräuche ausüben und christliche Feste begehen.

In jeder Dorfkirche sind Heiligenbilder in großer Menge aufgestellt, welche von den Indianern gleichsam als Hausgötter betrachtet und verehrt werden. Zuweilen ist eine besondere Capelle vorhanden, in welcher alle diese Heiligenbilder aufbewahrt, vom Pfarrer aber keine Religionshandlungen verrichtet werden. An den Festtagen werden die Figuren sämmtlich oder zum Theil hervorgeholt, abgestäubt, geschmückt und in großer Procession durch das Dorf und zur Kirche zurückgetragen, wo alsdann der Pfarrer sein Amt verwaltet, der übrigens nicht immer in der Procession mitgeht. Unmöglich wäre es, die Namen, Titel und Qualitäten aller dieser Heiligen aufzuzählen, noch unmöglicher, die Bilder zu beschreiben. Viele Dorfkirchen und Capellen gleichen, vollgestopft von

Heiligenstatuen jeder Größe, jeder Farbe, jeder Art und Gestalt, aus jedem Stoffe, und mit den wunderlichsten, bizarrsten, zuweilen sehr glänzenden und kostbaren Kleidern und Schmucksachen angethan, wahren Puppenbuden. — In verschiedenen Gegenden pflegen die indianischen Hausväter um Neujahr, oder zur Zeit der Bestellung ihrer Felder einen der vielen, in den Kirchen aufgestellten Heiligen — oder vielmehr dessen Bild — zu ihrem Schutzpatron für das laufende Jahr zu wählen. Diesen flehen sie an um das Gedeihen ihrer Felder, um Regen und Sonnenschein, um ihre und der Ihrigen Gesundheit und Wohlfahrt, um Alles, was sie bedürfen oder wünschen, und bringen ihm zahlreiche Opfergaben. War das Jahr gut, fiel die Erndte reichlich aus, ging es dem Indianer nach Wunsch, so bringt er zur Zeit der Erndte seinem Heiligen neue Opfergaben, dankt ihm, spendet im lautes Lob, und erwählt ihn für das folgende Jahr auf's Neue. Wurden aber die Wünsche des Indianers nicht erfüllt, so begiebt er sich am Jahresschlusse in die Kirche, tritt vor seinen Heiligen hin, wirft selbigem seinen Undank und die bewiesene gröbliche Vernachlässigung seiner Schuldigkeit vor, schimpft ihn auf das Derbste aus *), kündigt ihm die bisherige Vereh-

*) Auf ähnliche Weise machen es manche Zigeuner mit ihren Götzen.

rung auf, und wählt für's nächste Jahr einen andern Schutzpatron.*)

Dies ist Etwas von dem Vielen, was von jenen Indianern Mexiko's und Neu-Californien's erzählt wird und tagtäglich mit angesehen werden kann.

Außer den reinen Indianern sind die **Mestizen** die zahlreichste Klasse unseres Goldlandes.

Sie sind im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag, namentlich jene des zweiten oder dritten Mischungsgrades.**) Die Farbe ihrer Haut ist gelbröthlich, aber bei Vielen kaum dunkler, als bei den Spaniern und andern Südeuropäern. Die Männer sind gut gewachsen, meistens mittlerer Statur, die Frauen kleiner, aber häufig vom schönsten Wuchs bei feiner, fast durchsichtiger Haut, und zuweilen etwas zu viel Embonpoint. Das Haar ist fast stets schwarz, äußerst weich und glänzend, und bei den Frauen oft von ausgezeichneter Länge (oft 4—6 Fuß lang). Die Augenbraunen der Mestizen sind stark, das Auge schwarz, der Blick lebhaft und feurig. Die Frauen sind wahre Virtuosinnen in der Augensprache. Das Weiße des Auges ist übrigens fast immer mehr

*) Ganz republikanisch.

**) Nach dem fünften Grade werden sie als Weiße angesehen und geschätzt.

oder weniger gelblich gefärbt. Eine unmerklich schiefe Lage der Augen bei beiden Geschlechtern und der schwache Bart bei den Männern verräth die indische Abkunft. Hände und Füße sind bei beiden Geschlechtern gewöhnlich äußerst klein und von besonderer Zierlichkeit, der Gang der Frauen voll Anstand und Grazie.

Der Charakter der Mestizen ist im Allgemeinen sanfter als der des Negerbleedlings*), welcher sich stets durch Heftigkeit der Leidenschaften und eine besondere Beweglichkeit der Zunge auszeichnet. Der Mestize ist fröhlichen, leicht beweglichen Sinnes und Gemüths, und liebt, wie alle Bewohner Meriko's, Musik, Gesang, Tanz und Spiel leidenschaftlich. Hazardspiele, Wetten, Hahnen- und Stiergefechte sind die Belustigungen, denen er sich am liebsten hingiebt. Sein äußeres Betragen ist durch natürlichen, ungezwungenen Anstand ausgezeichnet. Er besitzt viel natürlichen Geist, einen hellen, durchdringenden Verstand, eine leichte Auffassungsgabe, große Schlauheit und eine lebhaftere Einbildungskraft, als der Indianer. Seine Redeweise ist laut, rasch, voll Eifers und stets von den ausdrucksvollsten Gebehrden und Gesticulationen begleitet. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß im Mestizen eine Menge der schlimmsten

*) Der Negerblendling wird in Californien fast gar nicht getroffen.

Leidenschaften schlummern, welche, wenn erweckt, ihn zu den fürchterlichsten Thaten hinzureißen vermögen. Die üblen Eigenschaften der Weißen und Indianer sind nur zu häufig in seinem Charakter vereinigt, und man will beobachtet haben, daß die, übrigens seltenen, Blendlinge weißer Mütter und kupferfarbener Väter einen weit bösartigeren Charakter besitzen, als die Sprößlinge weißer Väter und kupferfarbener Mütter. — Die Mestizen sind unstreitig einer hohen Ausbildung fähig, und würden, gut geleitet und unterrichtet, vielleicht bald die ausgezeichnetsten Bürger des Landes werden. Heute bilden sie größtentheils die Mittelklasse der Bevölkerung, Handwerker, Krämer, Maulthiertreiber, Maier und Angestellte der niederen Grade; doch trifft man ihrer in ziemlicher Anzahl unter allen Ständen an, weshalb denn auch ihre bürgerlichen und sittlichen Zustände keine gesonderte Auffassung und Schilderung zulassen. Ihre Bildung, ihre Sitten, ihre Lebensweise, ihr religiöser Zustand, ihr ganzes bürgerliches und moralisches Sein und Wesen nähert sich bald dem der Indianer, bald dem der Creolen und verschmilzt, je nach Stand und Vermögen, in beide.

Dies ist das Bild der Bewohner Californien's im Allgemeinen; daß die Städte belebter und der Verkehr hier stärker ist, als jener des Innern,

läßt sich von selbst schließen. Daß aber das Leben in Städten wie San Francisco, Monterey, San Diego ꝛc. zum Theil ein höchst angenehmes und vergnügliches sein muß, können wir den zahlreichen Schilderungen desselben entnehmen; denn alle Berichte unserer tüchtigsten und forschendsten Reisenden, wie Humboldt, wissen das Leben in den dortigen Gegenden nicht angenehm genug zu malen. Der treuschildernde Dr. A. R. Thümmel giebt uns in seinem Werke über Merico ein treffliches Bild von Monterey. Er sagt: „Wenn auch nicht gerade ein Paradies, so ist Monterey doch ein angenehmer Ort; auch bis auf diesen Tag noch bleibt es in meiner Erinnerung ein erfreulicher Aufenthalt, obgleich ich jetzt ruhiger, gemäßigter fühle, und, wie ich wohl glauben darf, etwas weiser geworden bin, als ich zu jener Zeit war. Das Aussehen eines glücklichen Standes der Dinge ist über die kleine Stadt verbreitet. Jedermann fühlt sich behaglich, Jeder singt und lacht, und jede Stunde ist dem Vergnügen und der Ruhe gewidmet.

Nichts von unseren schmutzigen Straßen, kein scharfes Pflaster, keine Manufactureien mit ihrem ewigen Rauch, keine Polizeidiener, welche aussehen wie die Eichelbuben im Kartenspiel, keine Cabriolette oder Omnibus, den Koth rechts und links ausspritzend, und vor Allem keine von unseren,

ihrem Gehalte nachrennenden Geschäftsmännern, blasend wie Dampfmaschinen, alle Welt mit dem Elbogen stoßend, und am Ende gar die Obstbuden umstürzend; nein, dergleichen trifft man nicht in Monterey. *)

Es findet sich hier eine grundlos tiefe Bucht, im schönsten Blau ergläuzend, besetzt mit schönen hohen Bäumen. Man gewahrt einen offnen Wiesengrund, ausgebreitet wie ein aus schönen, milden Blumen zusammengesetzter Teppich. Darauf stehen Hunderte von hüttenartig gebauten Wohnhäusern, überrankt von schmucken Reben. Im Mittelpunkt das Präsidio oder Gouvernement-Gebäude, auf der einen Seite der Thurm einer Kirche, auf der andern die hohen festen Mauern eines Klosters. Ueber allem dem ist ein Himmel vom tiefsten Kobaltblau ausgebreitet, der auf das reizendste mit dem Dunkelgrün der hohen Fichten und den unsicheren und unbeschreibbaren Tinten am Horizonte der westlichen Prairieen contrastirt.

Selbst die Hunde sind höflich in Monterey, und die Pferde, welche umher waiden, laufen einem zu, als wollten sie einen bei seiner Ankunft begrüßen; doch die Sache verhält sich so: Jeder Reisende

*) Sicherlich werden unsere Gold-Geschäftsmänner dieses Bild verändern, wenn es unsere Soldaten nicht schon gethan haben.

führt einen am Sattelknopfe befestigten Sack mit Salz mit sich, und wenn diese Thiere nun kommen, und ihre Nase daran reiben, so wollen sie nur ein wenig Salz erbetteln, eine Speise, die sie besonders lieben. Jeder Mensch und jedes Thier ist hier mit einem vertraut, und was seltsam klingen mag, die Engländer, welche in dieser Stadt residiren, sind zufrieden, und was noch seltsamer klingt, die Amerikaner sind beinahe ehrlich.*) Was muß doch in Monterey für ein herrliches Clima herrschen!

Die Gastfreundschaft der Bewohner kennt keine Grenzen. „Die heilige Jungfrau segne dich", sagte ein Mann, der unsere Ankunft wahrnahm, „verweile hier und beehre meine Hütte." Ein Anderer kam auf uns zu, schüttelte uns die Hand, während die wohlwollendsten Gefühle auf seinem Antlitz sichtbar wurden. Ein Dritter nahm unsere Maulthiere bei den Zäumen, und führte uns an die Thüre seiner Wohnung, indeß ein halbes Dutzend hübscher Mädchen mit funkelnden Augen und schlanken spitz zulaufenden Fingern darauf bestand, uns die Beinkleider abzustreifen, die wir zum Reiten angelegt hatten, und uns die Sporen abzuschnallen.

---

*) Herr Thümmel muß mit den Amerikanern wenig bekannt sein, oder auf schlechtem Fuße stehen. D. Verf.

Monterey ist eine sehr alte Stadt; sie wurde im 17ten Jahrhundert von einigen portugiesischen Jesuiten gegründet, die hier eine Mission anlegten. Den Jesuiten folgten die Franziskaner, eine gute, milde, träge, weichherzige Klasse von Menschen, lustig aber sittlich, donnernd gegen Laster und Liebe, aber nach Auferlegung leichter Bußübungen gerne volle Absolution ertheilend. Diese Franziskaner wurden von der mexikanischen Regierung, welche ein Gelüste nach ihrem Vermögen hegte, aus der Thüre gejagt. Das war eine schlimme Veränderung; denn an die Stelle der gutmüthigen, gastfreundlichen, freigebigen Mönche setzte die Regierung Agenten und Officianten aus dem Innern, welche, durch kein Band mit Monterey verknüpft, sich wenig um die Wohlfahrt der Einwohner kümmerten. In Folge hievon sind die Californier dieser Auspressungs-Agenten von Herzen überdrüssig; denn sie haben eine natürliche Abneigung gegen alle Zollbeamten, und vor Allem können sie sich mit dem Gedanken nicht vereinigen, daß sie ihre Dollars zur Bestreitung der mexikanischen Kriege hingeben sollen, für welche sie durchaus kein Interesse fühlen. An einem schönen Morgen (und die Ausführung steht nahe bevor) werden sie die mexikanische Flagge vom Präsidio abreißen, die Commissarien und Zolleinnehmer fortjagen, ihre

Unabhängigkeit von Mexiko erklären und ihre Häfen allen Nationen öffnen.*)

Monterey zählt ohngefähr 3000 Seelen mit Einschluß der Halbblutigen und Indianer, welche als Diener in verschiedenen Häusern arbeiten. Die Bevölkerung ist wohlhabend, und da die Einwohner keine Gelegenheit haben, ihr Geld zu verschleudern, wie in den östlichen Städten (denn alle Vergnügungen und Lustbarkeiten verursachen beinahe gar keine Ausgaben), so lieben sie es ganz besonders, ihre Person, ihre Sättel, ihre Pferde mit so viel Glanz, als sie nur immer aufwenden können, auszustatten. Ein Sattel in Werthe von 100 Pfund ist etwas ganz Gewöhnliches unter den reicheren jungen Männern, welche ihren ganzen Stolz in ihre Pferde und in deren Aufputz setzen. Die Weiber kleiden sich äußerst reich und mit bewunderungswürdigem Geschmack; die Mädchen gehen in weißen seidenen Gewändern, und ihr langes, schwarzes Haar fällt dabei glänzend über die Schultern; zu Hause ist ihre Stirne mit kostbaren Juwelen verziert, gehen sie aus, so bedecken sie ihr Gesicht mit einem langen weißen Schleier, durch welchen ihre dunklen Augen wie Diamanten schimmern.

---

*) Diese Prophezeihung ist durch die Uebergabe an die Vereinigten Staaten theilweise erfüllt.

Die verheiratheten Weiber ziehen bunte Farben vor, und halten ihr Haar dicht am Kopfe mit einem großen Kamme befestigt. Sie besitzen sonst noch etwas erfreulich Charakteristisches, das die Männer mit ihnen theilen, nämlich eine schöne Stimme, die bei den Weibern sanft und schmelzend, bei ihren Gebietern voll, sonor und majestätisch klingt. Ein amerikanischer Reisender hat in dieser Beziehung gesagt: „Ein gemeiner Ochsentreiber auf seinem Pferde schien zu sprechen, wie ein Gesandter in der Audienz.“ Die Californier scheinen in der That ein Volk zu sein, auf das ein Fluch gefallen ist, der ihnen Alles entrissen hat, nur nicht ihren Stolz, ihre Manieren und Sitten.

In Monterey giebt es immer viel Unterhaltung und pfeilgeschwind verrinnt die Zeit zwischen Hahnengefechten, Wettrennen, Fandango, Fischen, Schiffen ꝛc. Die Salubrität an diesem Orte ist merkwürdig, ein Siechthum gab es hier nie; Krankheiten jeder Art sind hier völlig unbekannt. Es giebt kein Zahnweh, kein anderes körperliches Leiden, keinen Spleen; die Leute sterben in Folge von Unfällen oder Altersschwäche; die Montereyaner haben auch ein sonderbares Sprüchwort: „Et que quiere morir que se vaya del pueblo“, d. h. „Wer zu sterben wünscht, muß die Stadt verlassen.“

Monterey ist ein trefflicher Hafenplatz, doch sind es San Diego und San Francisco nicht weniger. Besonders ist San Francisco mit seiner großen und meist sehr tiefen Bucht ein Hafen, der künftige Größe verspricht. Die größten Schiffe können ganz bequem einlaufen und leicht an jeder Stelle Anker werfen. Wenn seine Lage nicht vortheilhafter ist, als die der Weltstadt New York, so giebt sie dieser doch jedenfalls Nichts nach. Der in die Bucht mündende Sacramento mit dem De los Americanos eignet sich für die Schifffahrt noch besser, als der Hudson, während der Rio San Joaquin auf der andern Seite die Bucht mit schönen Binnenseen verbindet und so das Anlegen eines Canals oder einer Eisenbahn zu denselben erspart. Schiffsbauholz ist in Menge vorhanden, und in kurzer Zeit werden wir in San Francisco gezimmerte Schiffe auf dem großen Ocean schwimmen und an China's Ufern ankern sehen. Und nicht viel später wird ein in San Francisco erbauter Dampfer durch die Wogen des stillen Meeres brausen, um Australien's und Südamerika's Küsten zu besuchen und um China's Weltstädte mit ihren großen Nachbarn im Osten zu verbinden.

Zu gleicher Zeit oder vielleicht noch früher wird eines unserer Dampfrosse über die Prairieen des Mississippithales eilen, in den himmelanstrebenden Felsengebirgen sich vergraben, um auf der andern

Seite dieser Riesenwälle blasend und pfeifend her- vorzurennen, und die Bewohner Oregon's und weiter unten die Californien's zu begrüßen. Daß es sich so gestalten werde, ist nicht nur möglich, sondern es ist auch höchst wahrscheinlich, und läßt sich fast mit Gewißheit vorhersehen, daß es sich bald verwirklichen werde. Dies zu beweisen, lassen wir hier noch zwei Kapitel folgen, deren Inhalt zwar nicht wesentlich ist, aber es sicherlich bald werden wird.

Die Stellung Californien's für den Welthandel, besonders aber für den Handel mit Asien.

Der Handel mit China und Australien, so wie die Schifffahrt auf dem großen Ocean liegt noch in der Kindheit, im Werden. Der chinesische Weltcoloß ist bis jetzt fast noch ganz den Schiffen fremder Nationen verschlossen und Australien mit seinen zahllosen Inseln ist noch zu wenig bebaut und bevölkert, um einen starken Verkehr auf dem stillen Meere bewirken zu können. Australien wird aber stets mehr und mehr bevölkert und angebaut, und China ist dem Zeitpunkt nicht mehr fern, wo es seine Häfen öffnet und die veralteten und albernen Verkehrssperren des „Reiches" oder der

„Welt", wie die Chinesen ihr Land nennen, fallen werden. Daß Californien bei dem sich dann neu-eröffnenden Handel keine unbedeutende Rolle spielen werde, läßt sich voraussehen; denn wem sollte es leichter werden, den Pacific zu überschreiten, als eben unsern Brüdern im Gebiete der Minen. Dann gute Nacht dem Gedeihen der brittischen Schifffahrt auf dem großen Ocean. Eine neue Welt wird in der neuen Welt erstehen, und ein anderes Seevolk wird die Wellen und Winde zu nutzen wissen. Californien ist für Asien das, was die östlichen Staaten der Vereinigten Staaten für Europa sind. Doch nicht allein wird der Handel nach China fast einzig an Neu-Californien fallen, sondern es wird auch ein bedeutender Theilnehmer am ostindischen Handel werden. Die Häfen des hinterindischen Reichs, der malaischen Halbinsel, so wie die der Inseln Sumatra, Java, Borneo Celebes, der verschiedenen Inseln der Molukken- und Philippinen-Gruppen können und werden auch zeitig genug von amerikanischen Schiffen von Neu-Californien aus besucht werden. Auf dieser Fahrt zu den asiatischen Inseln gewährt die Inselgruppe der Sandwich-Inseln eine angenehme, besonders für Dampfschiffe wünschenswerthe Zwischenstation. Schifffahrt schafft Wohlhabenheit, Macht und Größe. Dies besitzen unsre Staaten am atlantischen Ocean und bald werden

es auch die am großen Ocean besitzen, nur in vergrößertem Maßstabe; denn dort sind keine betrügerischen Engländer als Mitbewerber um den Handel. Ihre ungeheure Entfernung von den Gewässern des stillen Meeres schwächt und lähmt ihre Mitbewerberschaft am asiatischen Handel auf dem großen Ocean.

Doch nicht allein Asien giebt einen gewinnversprechenden Anknüpfepunkt für den Handel Neu-Californien's, sondern Amerika selbst wird im Handel Gewinn und Schätze abwerfen. Der Handel mit den östlichen Staaten, der bald durch manche Verbindungslinien frischer in's Leben treten wird, wird noch der geringere sein; aber der jetzt schon theilweise bestehende Handel nach den westlichen Häfen von Mexiko und Südamerika wird rasch zunehmen und sich bald der schönsten Blüthe erfreuen.

So finden wir die schönsten Häfen auf der Westküste Amerika's, die zugleich die Absatzpunkte der schönsten Provinzen sind, als: Acapulco, Guatemala, dann in Neu-Granada Panama, in Equador Guayaquil, im gesegneten Peru die schönen Hafenplätze Truxillo und Lima, in Bolivia Arequipa und endlich Chili prangt mit seinem Valparaiso und Conception. Wer wollte bei dieser Sachlage noch zweifeln, daß Neu-Californien eine große herrliche Zukunft besitzt; und wer würde sich nicht

glücklich fühlen, wenn er dort wäre? Sicherlich jeder! Doch wir gehen zu einem weitern Abschnitt.

Die Wichtigkeit von Neu-Californien für die Verein. St. und ganz besonders für deren Seehandel nach Asien.

Die Blicke der Verein. Staaten richten sich immer mehr und mehr nach dem Westen des Continents — und nicht mit Unrecht. Westwärts geht die Zeit, westwärts wälzt sich der Strom der Civilisation und mit ihr wandern wir westwärts. Es ist daher ganz natürlich, daß sich die Niederlassungsgedanken im Westen zu realisiren streben, und nicht im Osten, daß selbst die nachkommenden Europäer nach dem Westen der Union ihre Schritte wenden. Der Anbau des Bodens geht raschen Schrittes voran, und schon hat er den Riesen der Ströme, den Mississippi, überschritten, und rückt jetzt zusehends über die Grasmeere der Prairieen dem Felsengebirge zu, vor, und nicht lange wird es mehr anstehen, bis er dieses erklimmt. Mehr noch ist schon gethan, die Felsengebirge sind übersprungen und die Bebauung des Bodens am westlichen Strande des Welttheils selbst in Angriff genommen worden. So ist also die zunehmende Bebauung und Bevölkerung Ore-

gon's und Neu-Californien's ein Grund, warum wir westwärts blicken, und warum diese Länder eine steigende Wichtigkeit für die Verein. Staaten bekommen. Ein anderer Grund aber liegt in dem natürlichen Reichthum dieser Länder und der dadurch bedingten Möglichkeit des raschen Gedeihens der zahlreichen Ansiedlungen. Ganz besonders wichtig aber ist Californien für die Verein. Staaten wegen seines Metall-, besonders Goldreichthums. Wenn die Regierung der Verein. Staaten umsichtig genug ist, und nicht schläft, bis die meisten Schätze nach andern Ländern für Bedürfnisse jeder Art geflossen sind, so kann dem Lande großer Nutzen daraus entspringen. Wenn jenes Gold und Silber, welches dort gefunden wird, sogleich nach den Verein. Staaten für Producte umgetauscht werden könnte, und hier dann gleich zu klingender Münze verwandelt würde, so möchte es in kurzer Zeit möglich werden, daß unsere Staats- und Kriegsschulden abbezahlt und die vielen kleinen Noten durch klingende Münze ersetzt und beseitigt würden.

Doch eine größere Wichtigkeit hat Californien für die Verein. Staaten in Betreff deren Handel nach Asien und Australien. Der ungeheure beschwerliche und mitunter auch höchst gefährliche Weg von unsern östlichen Seehäfen um Südamerika herum nach Asien oder Australien erschwert

nicht allein den Verkehr mit jenen Ländern und macht eine regelmäßige Verbindung mit ihnen fast unmöglich, sondern er ist auch die einzige Ursache, warum alle von dorther kommenden Güter fast ohne Ausnahme einen so hohen Preis haben. Dieser Riesenweg wird aber mehr als um die Hälfte verkürzt, wenn der Handel sich in Neu-Californien's Seehäfen knüpft und wir in directer Verbindung von dorther beziehen können, was sonst unsere Schiffe vorher durch zwei bis drei Meere um's Cap Horn herum tragen mußten, ehe wir es erhielten. Wird ein Schienenweg nach Oregon und von dort nach Neu-Californien, oder ein solcher unmittelbar nach Neu-Californien angelegt, so ist es möglich, in nicht viel mehr als einer Woche von San Francisco in Philadelphia, New York oder Boston zu sein. Die Nothwendigkeit einer Eisenbahn vom atlantischen an den großen Ocean ist schon geraume Zeit gefühlt worden, und die Verwirklichung dieser echten Yankee's-Idee steht nahe bevor. Ein Schritt ist schon geschehen. Pläne und Anerbietungen sind eingereicht, die Ausführung wird folgen. Durch solch' eine Verbindung wird es dahin kommen, daß der sich täglich vergrößernde Handel mit China fast einzig und allein an die Verein. Staaten fallen wird; denn selbst Europa wird es leichter werden, seine Producte von China über die Verein. Sta-

ten und durch sie zu beziehen, als über See und durch die beutelschneidenden Engländer. Haben die Vereinigten Staaten dieses erreicht, dann sind sie weltbeherrschend und müssen andern Ländern und Völkern gegenüber fast allmächtig erscheinen. Wir sehen also, welche Wichtigkeit Neu-Californien für die Verein. Staaten besitzt, nicht davon zu sprechen, welche politische Vortheile und Mittel es den Verein. Staaten von Südamerika und Mexiko gegenüber in die Hände spielt. Neu-Californien ist der Thron und die Stärke der Verein. Staaten am stillen Meere, und dieselben werden hoffentlich klug genug sein, ihren Vortheil zu erkennen und zu benutzen. Thun sie, was sie sollten, dann Heil Columbia dir.

Die Wege von den östlichen Staaten nach Neu-Californien.

Die fast 6000 Meilen lange Entfernung von den östlichen Staaten der Union nach einem der Häfen von Californien kann auf den verschiedensten Routen durchmessen werden. Die zahlreichsten Wege sind die zu Lande, und das Felsengebirge kann auf verschiedenen Stellen überschritten werden; welches aber bis jetzt noch die besten sind, werden wir im Verlaufe dieses Kapitels sehen.

Eben so wird Mexiko in verschiedenen Richtungen gekreuzt, und so die Reise theils zu Lande theils zur See zurückgelegt. Die dritte Weggruppe ist die durchweg zur See um den ganzen westlichen Continent herum. Wir wollen die einzelnen Wege einzeln beschreiben und dabei mit dem Seeweg beginnen.

Der Seeweg von den östlichen Staaten der Union nach den westlichen Territorien Californien und Oregon führt, wie schon erwähnt wurde und wie meist bekannt ist, um die Südspitze Südamerika's herum. Von New York oder einem andern Hafen der atlantischen Küste aus fahren die Schiffe zuerst südöstlich, bis über den Aequator hinunter, dann wenden sie um und nehmen eine südwestliche Richtung bis hinunter zu Südamerika's starrer Südspitze, wo die Schiffer kurze Zeit westliche Richtung einzuschlagen, dabei aber auch häufig mit den widerlichsten Winden zu kämpfen haben.*) Ist das Cap Horn umfahren, so geht die Fahrt in nördlicher Richtung fort dem ersehnten Ziele zu. In Valparaiso wird meistens eingelenkt. Von da geht es bis zur nächsten Station, bis Lima, in nordnordwestlicher Richtung weiter bis in die Nähe von Guayaquil. Von da nimmt die Fahrt nach Panama eine fast nördliche

*) Zwanzig und mehr Tage sind meistens erforderlich, um das Cap Horn herum zu kommen.

Richtung. Panama verlassend steuert der Schiffer nun schnurstraks auf Francisco zu, wobei er eine nordwestliche Richtung beobachtet. Die Länge des Wegs beträgt ungefähr 18,000 engl. Meilen und kann bei günstigem Winde und Wetter in 4½ Monaten durchmessen werden, doch dauert die Fahrt meistens 6 Monate und darüber. Die Kosten dieser Fahrt sind geringer, als die jeder andern. Der gegenwärtige Preis ist 2–300 Dollars; durch die steigende Concurrenz wird aber der Fahrpreis bald sehr bedeutend heruntergedrückt werden; denn in allen bedeutenden Häfen der Verein. Staaten werden gegenwärtig Schiffe zur Fahrt nach Californien ausgerüstet.

Der zweite, wenn nicht der beste, so doch der bequemste Weg, durchschneidet den Isthmus von Panama. Von New York fährt man auf Dampfschiffen bis Chagres. Chagres ist ein kleines Dorf von etwa 500 Bewohnern, welche durchgängig schwarzen Stammes sind, mit Ausnahme der wenigen Beamten des Castells und Zollhauses. Der Hafen, obgleich klein, gewährt dennoch den Schiffen Sicherheit. Fast beständig fortwährendes Regenwetter macht die Gegend für weiße Personen ungesund, und Fieber aller Gattungen zeigen sich in den schlimmsten Gestalten. Der Thermometer fällt und steigt während des Jahres zwischen 78 und 86 Graden. Der Fluß

gleichen Namens, ein wilder Sohn der Berge, ist, obschon trübe, sehr reißend, an mehreren Stellen sehr schmal, doch da und dort sich wieder zu 3—500 Yards erweiternd. Die Passagiere werden in kleinen Canoes nach den Dörfern Gorgona oder Cruces gebracht, welche von dem Städtchen Chagres 45—50 Meilen entfernt liegen, doch erst innerhalb 24—36 Stunden erreicht werden können, da die Fahrt wegen der reißenden Strömung langsam geht und die Kähne nicht viel laden können. Von dort aus beträgt die Entfernung nach dem stillen Ocean noch 21 Meilen, und der nächste Anhaltpunkt ist die Stadt Panama, welche an der Bay gleichen Namens liegt, 6—7000 Einwohner zählt und eine stolze Cathedrale mit weißen Thürmen besitzt. Das Clima ist hier gesünder. Der Weg über den Isthmus von Cruces aus wird entweder zu Fuß oder auf Maulthieren zurückgelegt. Die Fahrpreise auf den Maildampfschiffen von New York nach Chagres belaufen sich für die 1ste Cajüte auf 125—150 Dollars, für die 2te Cajüte auf 100—120 Dollars, und für das etwa 16 Personen enthaltende Zwischenverdeck auf 65 Doll. Von Chagres nach Panama belaufen sich die Reisekosten auf 20—25 Dollars. Von Paname nach San Francisco (eine Strecke von noch 3500 M.) betragen die Fahrpreise wenigstens die frühere ganze Summe. Dieser Weg über die Landenge

wird gegenwärtig sehr stark benützt, und in Chagres und Panama sollen sich gegenwärtig über 6000 Menschen befinden, die auf Beförderung nach den Goldminen, nach dem neu entdeckten Eldorado, warten; denn die Schifffahrt von Panama nach San Francisco ist durch die glänzenden Nachrichten von Neu-Californien's Goldlagern fast aufgehoben worden, da die Schiffe, wenn sie dorten ankommen, sogleich alle Mannschaft verlieren, und dadurch genöthigt werden, in San Francisco zu bleiben.

Ein dritter und in neuester Zeit auch häufig benutzter Weg ist nach New Orleans, von wo aus sich eine häufige Schiffsgelegenheit nach Vera Cruz dem Reisenden darbietet. Von diesem Haupthafen Meriko's wird die Reise zu Land auf Pferden, oder in den, wiewohl unbequemen und schwerfälligen Postwägen nach der Hauptstadt fortgesetzt. Von der Stadt Meriko bis zum Seehafen Acapulco wird die Reise mit Maulthieren gemacht. Diese Reise von Vera Cruz bis Acapulco dauert etwa 10 Tage und kostet zwischen 75 u. 100 Doll. Von hier, wo die amerikanischen Postdampfer anlegen, beträgt die Entfernung noch etwa 2000 M., und die Kosten mögen 125—150 Dollars betragen, wenn je diese Schiffe bei dem hohen Preis aller Arbeit noch so zu fahren vermögen.

Ein vierter, aber nicht so häufig benutzter Weg geht von Meriko über Guadalarara und St. Jago nach dem Seehafen Mazatlan und von dort nach San Francisco. Die Reise wird von Vera Cruz nach Mazatlan etwa 25 Tage währen.

Ein fünfter Weg nimmt seine Richtung durch Texas; von Galveston über Austin und Santa Fe an den Colorado und diesen hinunter.

Ein sechster Weg ist der von einer großen Gesellschaft eingeschlagene, von Park Hill und Forth Smith am Arkansas hinauf nach Santa Fe und von dort nach dem Colorado.

Ein siebenter Weg ist der von Capitän Fremont eingeschlagene. Er geht längs des Arkansas hinauf über die Felsengebirge nach dem Multnomah-Flusse und von dort über die Sierra Nevada nach dem De los Amerikanos einbiegend.

Dies sind die bis jetzt versuchten Wege. Der fünfte, sechste und siebente sollte nur von großen Gesellschaften, die mit guten Pferden, Maulthieren und Wegweisern versehen sind, eingeschlagen werden. Ueberdies sind sie nicht nur zeitraubend und beschwerlich, sondern auch, wie Fremont's Reiseskizzen nachweisen, als gefährlich zu bezeichnen. Der vierte und fünfte sollten der zahlreichen merikanischen Straßenräuber halber auch nie anders als in Compagnieen unternommen werden.

Allen aber, die die Reise unternehmen, ist nicht nur anzurathen, sich schon auf die Reise mit Allem gut zu versehen, sondern auch dafür zu sorgen, daß sie im Falle der Noth wüßten, wohin sich zu wenden. Diejenigen, die Freunde haben, die ihnen, wenn nöthig, hilfreich beistehen, werden nicht verfehlen, ihr Glück in Californien zu machen; denn jede neue Nachricht bestätigt die vorhergegangenen, und von allen Seiten strömen Leute hin, so daß schon Viele das Land bald übervölkert wähnen. Zehn Jahre darf aber immerhin die Einwanderung andauern, bis Californien übervölkert sein wird.

Was hat aber unsere Regierung dabei zu thun? Soll sie das Land als Staatseigenthum bebauen lassen, oder soll sie es in kleinern oder größern Parcellen verkaufen, oder soll sie jeden Kommenden frei darauf walten und herrschen lassen? Dies sind Fragen, die zu erörtern hier zu weit führen würden, und wir glauben, daß die Regierung weder selbst als Goldwäscher auftreten soll, noch jeden nach Willen dort schalten lassen. Die Regierung sollte nur Bürger der Verein. Staaten dort sammeln lassen, sie sollte eine Münze und eine gute und starke Regierung sobald als möglich dort gründen, um das Gold den Verein. Staaten zu sichern, und gesicherten Erwerb zu begründen und aufrecht zu halten suchen. Dann sollte weiter

ein wohlfeiler und möglichst kurzer Verbindungsweg mit den Ländern der Minen in Bälde geschaffen werden, um den Verkehr mit Californien theils zu erleichtern, theils auch um den Aermeren im Volke eine Gelegenheit zu verschaffen, mit geringen Kosten und ohne augenscheinliche Lebensgefahr sich dorthin begeben zu können und ihrer Arbeit froh zu werden. Ein Eisenbahnweg ist dringendes Bedürfniß, nur wo er angelegt werden soll, ist die kritische Frage. Ueber die Felsengebirge würde es wohl am kürzesten und am besten für die östlichen wie westlichen u. mittleren Staaten sein, aber die in den Weg gelegten Schwierigkeiten sind fast unübersteigbar. Das Terrain, so wie auch die Entfernung würde einen fast ungeheuren Kostenpunkt verursachen. Ein anderer und wohl der beste Plan ist der, einen Schienenweg über die Landenge von Panama anzulegen, und ihn auf beiden Seiten mit Dampfschiffen zu verbinden. Der Plan liegt der Regierung in Washington vor, und wahrscheinlich wird er ausgeführt werden. Die Gesellschaft verspricht, die Bahn in 3 Jahren zu fertigen. Die daraus erwachsenden Vortheile würden die Kosten in ganz kurzer Zeit bezahlen. Nach einem ganz mäßigen Ueberschlage würde das jährliche Ersparniß durch diese Verbindung 6—8 Millionen Dollars betragen. Und welchen Zeitgewinn würde eine solche Verbindung

bringen! Es wurde berechnet, daß die Reise von New York über Panama nach Calcutta in 47, nach Changhae in 35, nach Canton in 36, nach Valparaiso in 17, nach Callao in 12, nach Guayaquil in 9½, nach Panama in 7, nach San Blas in 12, nach Mazatlan in 14, nach San Diego in 16 und nach San Francisco in 18 Tagen zurückgelegt werden könnte, wenn der Reisende nur jede Stunde 12 Meilen machen würde. Würden da die europäischen Reisenden nicht den Weg über Amerika nach China dem langweiligen um Afrika oder Südamerika herum vorziehen? Würden wir dadurch nicht Herren des ganzen Welthandels, sowohl auf dem atlantischen als auch auf dem großen Oceane werden?

☞ Praktische Anweisung das Gold zu reinigen siehe Seite 31 und 52.

Ferner:

Musikalien für das Pianoforte wie für die andern Instrumente.

☞ Jeder wenn auch noch so kleine Auftrag wird auf das Pünktlichste ausgeführt.

Im Verlage von Ernst Schäfer in Philadelphia und Leipzig erschien und kann ohne Preiserhöhung bis in den fernsten Westen durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

J. Adlerson, Lehrbuch d. amerikanischen Mühlenbaukunst. gr. 8. (Unter der Presse.)

Alex. Bestuschew's Werke, 1r–4r Bd. 8. $2

L. Bourdin, der Jesuit, 2te Aufl., 12 Bde. 16. $8

C. G. Cramer's Romane, 20 Bde. 8. $5

Caykowsky's Romane, 1r–6r Th. 16. $1–50

Marq. Custine, Rußland im Jahre 1839, 3te Auflage, 4 Bde. 8. $4

Alex. Dumas' Werke, 1r–30r Bd. 8. $8

L. Fort, Handbuch d. Münzkunde. gr. 8. (Unter der Presse.)

V. Gioberti, die neuen Jesuiten, 1ste–25ste Lieferung. 8. à 5 Cts.

Handels-Lexikon oder Encyklopädie der Handelswissenschaften, 5 Bde. gr. 8. Vollständig in ca. 50 Lieferungen. à 10 Cts.

C. Th. Heyne, Geschichte Joseph II., 3 Bde. 16. $2

S. Hirst, Lehrgebäude der engl. Sprache, 2te Auflage. gr. 4. 80 Cts.

Alex. v. Humbold, Reisen und Forschungen. Neue Bearbeitung von Ed. Winkler, 4 Bde. gr. 8. (Unter der Presse.)

L. v. Jagemann, deutsche Städte und deutsche Männer, 2 Bde. 8. $1

Aug. Lafontaine's ausgewählte Romane, 18 Bde. 8. $5

C. de Linné, Systema naturae, Edit. XIII. de J. J. Gmelin, 18 Vol. gr. 8. $20

Ludwig XVIII. Memoiren, 12 Bde. 8. $12

E. Lionell, Portfolio des Fortschritts, 1r–5r Th. 16. à 15 Cts.

G. A. v. Maltitz, Sonnenblicke am Wolkenhimmel des Lebens, 10te Original-Auflage. 8. geb. 50 Cts.

Mittheilungen antiquarischer Forschungen, 5 Bde. gr. 4. $10

Th. Mundt's Schriften, 1r u. 2r Bd. 8. $1

Museum, Bibliothek der Romane des Auslandes, 1r–80r Th. 8. $16

Deutsche Original-Romane, 40 Bde. 8. $24

J. G. v. Quandt, Briefe aus Italien, 2 Bde. 8. $1–50

B. de St. Pierre, Paul und Virginie. Mit 10 Stahlstichen. 8. 80 Cts.

C. F. Schlegel's vollständige Mühlenbaukunst, 4te sehr verbesserte Auflage. gr. 8. $3

Fr. Soulie's Schriften, 1s–64s Bändchen. 16. à 12½ Cts.

R. Southey, Geschichte Oliver Cromwell's, 2te Aufl. 8. 75 Cts.

Ferd. Stolle's Werke. Neue Original-Ausgabe. 25 Bde. 8. $20

A. Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs, 1r–6r Bd. 8. $4

A. Tholuck, Leben Georg Whietefield's, 3te Auflage. 8. 50 Cts.

Tutti Frutti, 22 Bde. 8. $8

Volksromane, 1r–72r Bd. 8. à 40 Cts.

Ed. Winkler, Handbuch der sämmtlichen Arznei-
gewächse, 3te Original-Auflage. gr. 4. (Unter
der Presse.)
— — Handbuch der Gewächskunde. gr. 8. $2
— — pharmaceutische Waarenkunde, 1r Band.
gr. 4. $8
— — die homöopat. Arzneigewächse. gr. 4. $20
— — Deutschlands Arzneipflanzen. gr. 4. $22
Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1848.
gr. 8. $4
[Auch die Jahrgänge 1843–1847 sind jetzt mein Verlag.]
P. Baillot, praktische Violinschule, neue Auflage.
80 Cts.
F. Carulli, praktische Guitarrenschule, neue ver-
besserte Auflage. 80 Cts.
J. B. Cramer, praktische Pianoforteschule, neue
sehr verbesserte Auflage. 80 Cts.
H, Herz, Collection des Gammes, nouvelle Edi-
tion. 60 Cts.
Clementini, six Sonatines. 60 Cts.
R. Blum, Giovanni Cerrachi, oder eine Verschwö-
rung unter dem Consulat. 2te Auflage. 16.
25 Cts.

